

Zeitschrift: Die neue Schulpraxis
Band: 21 (1951)
Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE NEUE SCHULPRAXIS

NOVEMBER 1951

21. JAHRGANG / 11. HEFT

Inhalt: Weshalb ist der erste Leseunterricht so mühsam? - Erfahrungsaustausch - Unsere Soldaten - Einzelne Landschaften Deutschlands - Die Gemeinschaftsarbeit des Monats - Der Geheimbrief - Vom Himmel hoch... - Schüler bearbeiten Metallfolien - Kontrolle der Mitarbeit im mündlichen Unterricht - Neue Bücher

Weshalb ist der erste Leseunterricht so mühsam?

Von Heinrich Roth

Wie man sich zu unterrichtlichen Schwierigkeiten einstellen kann

Dass der Lehrer Geduld haben müsse, ist ein weitverbreiteter pädagogischer Glaubenssatz. Pestalozzi hat zwar nie etwas davon wissen wollen. Seiner Meinung nach kommt im Geduldhabenmüssen die Armseligkeit des Schulbetriebes und der unterrichtlichen Gestaltungsfähigkeit zum Ausdruck, genauer gesagt die Mangelhaftigkeit der verstehenden und helfenden Einstellung zum lernenden Kind. Doch glaubt man auch heute noch, dass es letzten Endes auf das Ertragenkönnen ankomme, wenn einzelne Kinder im Lernen Mühe haben. Im Lernbereich aller Stufen der Schule gibt es Steilhänge, Gräben und Klippen gleichsam, zu deren Bewältigung die Kräfte gewisser Schüler nicht auszureichen scheinen. Davon weiss man insbesondere aus den Unterrichtserfahrungen auf der Elementarstufe mehr als genug. Ein berühmtes Beispiel sind die zur Überlieferung gewordenen Schwierigkeiten der Zehnerübergänge im ersten Rechnen; ein weiteres sind die Sorgen des ersten Leseunterrichtes. Der aufgeschlossene Lehrer sucht deshalb seit Jahren, die Unterrichtsform zu verbessern, um die Lernarbeit des Kindes zu erleichtern und die eigene Sorge zu mindern. Viele Hindernisse und Schwierigkeiten aber behaupten sich hartnäckig, auch in der sogenannt neuzeitlichen Schule. Man weiss, wie viele Kinder in der Zeit des ersten Lesens bekümmert sind. Bekümmert sind in der Regel auch die Lehrer. Aber eines Tages findet man sich mit dem Gedanken ab, dass gewisse Dinge im Unterricht immer sehr schwer bleiben würden, dass man, Methode hin oder her, oft für Kleinigkeiten ein Übermass an Zeit und Kraft opfern müsse, dass Mühe und Kümmernis und Schülertränen zum ewigen Bestand des Schullebens gehören. Alsdann misstraut man den Empfehlungen und schönen Versprechungen der Methodiker. Wer könnte das nicht verstehen?

Soviel methodische Bemühung! Aber das Ergebnis kann nicht befriedigen

Wohl fast überall im deutschen Sprachbereich ging man bei der Einführung in die Kunst des Lesens von der Kenntnis der einzelnen Buchstaben aus. Das tat man immer, vielleicht seit es überhaupt Schulen gibt. Pestalozzis Lehre von der Elementarmethode schien dieses Vorgehen zu rechtfertigen. Konnte

der einzelne Laut nicht als das Element der Sprache aufgefasst werden? So musste es denn als vernünftig erscheinen, das Lesen im synthetischen Vorgang erlernen zu lassen: zuerst Kenntnis der einzelnen Buchstaben, dann deren Zusammensetzung zu Silben und endlich zu Wörtern und Sätzen. Vom Einfachen wollte man ausgehen und glaubte es mit gutem Recht zu tun, mit dem Recht der Logik nämlich. Nun aber erkennt man an den Früchten nicht nur Bäume, sondern auch Unterrichtsmethoden. Sind die Früchte dieses synthetischen ersten Leseunterrichtes gut? Die richtige Antwort zu finden ist nicht ganz einfach. Unzählige Kinder haben auf dem eben erwähnten Wege lesen gelernt und sind gute Leser geworden. Heisst dies nun schon, dass die Lernmethode gut sei? Oder heisst es vielleicht nur, dass die Mehrzahl der Kinder, die gutbegabten nämlich, auf eine einwandfreie Unterrichtsmethode gar nicht angewiesen sind, zur beglückenden Entlastung des Lehrers? Und bliebe nicht auch in diesem Falle noch die Frage offen, ob es für diese Kinder vielleicht doch noch einen kürzeren und leichteren Weg zur Fertigkeit des Lesens gäbe? Oder sind das alles Spitzfindigkeiten? Nun: Man ist heute im allgemeinen der Auffassung, dass jegliche Arbeit so rationell wie möglich gestaltet werden solle; das heisst, der Arbeitsertrag soll in einem möglichst günstigen Verhältnis zu Kraft- und Zeitaufwand stehen. Dies gilt ohne Zweifel auch für die Lehr- und Lernarbeit. Dass die Früchte des synthetischen Leseunterrichtes einwandfrei seien, dürfte erst dann mit Recht behauptet werden, wenn festgestellt werden könnte, dass es keinen kürzeren und leichteren Weg zur Lesefertigkeit gebe. Tatsächlich aber gibt es einen leichteren Weg, einen Weg, der vielen zunächst als Umweg erscheint, sich bei sorgfältiger Prüfung jedoch als wohltuende, ja beglückende Abkürzung erweist. Von den leistungsschwächeren Schülern – ihre Zahl ist gross genug – war bis jetzt nicht die Rede. Bei ihnen sind die Früchte des synthetischen Leseunterrichtes sicherlich nicht gut. Wieviel Zeit braucht es, bis die Buchstaben eingeprägt sind, bis sie nicht mehr verwechselt werden! Wie mühsam wird die Arbeit, wenn man endlich zum Verbinden zweier oder gar dreier Buchstaben zu einer Silbe übergeht! Wie werden da die Übungen ungemütlich! Wie muss der Lehrer an sich halten, um die Geduld nicht zu verlieren! Ja eben, hier muss er Geduld haben. Der Ertrag eines Jahres Leseunterricht ist in der Tat klein. Aber die innere Unruhe, die der Lehrer in dieser Sachlage immer erlebte, bewirkte verschiedene wirkliche und scheinbare methodische Verbesserungen. Vor ungefähr einem Vierteljahrhundert führte man die einfache Antiquadruckschrift zur Verwendung im ersten Lese- und Schreibunterricht ein. Das war eine gute Tat. Wer die Mühen des Kindes im ersten Schreibunterricht kennt und die motorische Ungeschicklichkeit der kleinen Hand bedenkt, wird diese Auffassung teilen. Aber diese Neuerung beseitigte die Schwierigkeiten in der Einprägung der einzelnen Lautzeichen nicht. Das Suchen nach methodischer Verbesserung ging weiter. Das Ergebnis waren die unglücklichen Gedächtnisstützen, die sich nun allenthalben einbürgerten und beinahe zum Aushängeschild einer kindertümlich sein wollenden Schule wurden. Man glaubte allen Ernstes, das Kind würde sich Form und Lautbedeutung des E leichter einprägen, wenn es das Bild eines hockenden Elefanten mit ausgestreckten Beinen und Rüssel damit verbinden könnte. So gehörte nun fürderhin das Bild eines zerbrochenen Rades zum Buchstaben R, das Stachelkleid des Igels zum I, ein Zahnwehgesicht zum O, die Schweizer Fahne zum F. Diesem Fehlgriff

folgte ein zweiter: Ohne Bedenken rechnete man den Gebrauch dieser Gedächtnissstützen zum kostbaren Bestand eines modernen Anschauungsunterrichts, was natürlich dazu führte, dass der ohnehin unklare Anschauungsbegriff noch unklarer wurde. Man mochte sich der Hoffnung hingeben, der Leseunterricht sei durch den Gebrauch der Gedächtnissstützen leichter geworden. Es war eine trügerische Hoffnung, was durch zwei einfache Überlegungen verständlich wird: Erstens wird das Gedächtnis des Kindes zusätzlich belastet, indem es nicht nur die präzise Form des Buchstabens, sondern auch Form und Bedeutung des zugehörigen «Erinnerungsbildes» festhalten muss. Ferner ist die Vorstellungsverbindung (Assoziation) E → sitzender Elefant nicht reibungslos möglich. Es geht hier nicht selten wie beim Knoten im Taschentuchzipfel. Abgesehen davon, dass es den an ein E erinnernden sitzenden Elefanten gar nicht gibt (man musste ihn eigens erfinden), unterscheidet der Schulneuling im Wort Elefant von sich aus keinen E-Laut. Der Name des Tieres wird von ihm als ungegliedertes, man sagt heute «ganzheitliches», Klangbild aufgefasst. Obwohl man dies seit Jahrzehnten weiß, geht der Betrieb mit den Gedächtnissstützen lustig weiter. Wie lange noch? Wenn wir das Bisherige zusammenfassend überblicken, kommen wir zu einer wenig erfreulichen Feststellung: Der erste Leseunterricht ist trotz allen «Unterrichtshilfen» mühsam und zeitraubend. Das, was man als Lesefertigkeit bezeichnet, wird von vielen Schülern erst gegen Ende der Schulzeit oder überhaupt nicht erreicht. Ist das Lesen eine so schwierige Kunst? Darf es sich im Bereich des gesamten Unterrichts so breit machen, darf es so viel Zeit und Kraft beanspruchen? Kann es nicht anders sein, als dass um dieser Lesekunst willen so viele Kinder entmutigt werden, weil sie an ihrem eigenen, täglichen Versagen leiden?

Wird die Ganzheitsmethode die Lösung bringen?

Der in der Zeit des ersten Weltkrieges zur Anerkennung gelangten Ganzheitspsychologie verdanken wir die wichtige Erkenntnis, dass das «einfachste» Spracherlebnis nicht das Erlebnis eines einzelnen Lautes, sondern das Erlebnis eines Wortes oder Satzes ist. Die Richtigkeit dieser Theorie beweist uns jedes redenlernende Kleinkind, indem es nämlich, sobald es überhaupt die Stufe des Redens erreicht hat, in ganzen Wörtern (denen übrigens die Bedeutung eines ganzen Satzes, wenn nicht gar einer Satzfolge zukommt) spricht. Sprechend und hörend werden Satz und Wort, auch vom Erwachsenen, als Ganzheiten erlebt. Erst durch deren bewusste und willentliche Zergliederung stösst man auf unterschiedliche Wortlaut-Teile, eben auf die Einzellaute. Also stehen im Spracherlebnis Satz und Wort an erster Stelle. Der Einzellaut ist (ausgenommen der Ausruflaut) je ein aus dem Satz- oder Wortganzen herausgelöstes Glied, nicht ein Ganzes, sondern ein zum Ganzen gehöriger Teil. Der sprachliche Sinngehalt wird immer vom Ganzen, nicht von den einzelnen Teilen getragen. Der herausgebrochene Einzellaut S trägt, für sich genommen, keine Spur vom Sinngehalt des Wortes See. Darum sagen die Ganzheitspsychologen mit Recht, das Ganze sei mehr als die Summe seiner Teile.

Nun haben wir es im Lesen aber mit dem geschriebenen Worte zu tun. Das geschriebene Wort ist nicht lebendige Sprache, sondern lediglich ein durch Vereinbarung festgelegtes Zeichen für das gesprochene Wort. Wenn nun das

gesprochene Wort als Ganzheit bezeichnet werden muss, versteht sich von selbst, dass auch dem geschriebenen ganzheitliche Bedeutung zukommt. Das Verhältnis der einzelnen Buchstaben zum Wortbild entspricht dem Verhältnis des einzelnen Lautes zum Wortlaut. Das Wortbild ist das Ganze, der Buchstabe ist Glied oder Teil. Da nun das Reden sowohl beim Kind wie beim Erwachsenen mit Wort- und Satzganzheiten beginnt und endigt, ist es vernünftig, d. h. psychologisch richtig, auch im Lesen vom Wort- und Satzganzten auszugehen. Dabei ergibt es sich, dass man mit der Zeit vom Ganzen des Wortbildes her zur Unterscheidung der Teile, will sagen zur Erfassung der einzelnen Buchstaben gelangt (Analyse). Es ist wichtig, dass das lesenlernende Kind die Buchstaben als unselbständige Teilstücke erlebt, um auch sofort zu begreifen, dass man aus diesen Teilstücken die Wortganzten, von denen man aus gegangen ist, wieder aufbauen kann (Synthese). Von hier aus ist es nur noch ein Schritt zu dem entscheidend wichtigen Erlebnis, dass man durch die Kenntnis aller Buchstaben des Alphabets und deren Verbindmöglichkeit in die Lage versetzt wird, jedes Wortbild zu lesen.

In angelsächsischen Ländern soll es schon lange eine Selbstverständlichkeit sein, dass man im Leseunterricht vom Wort- und Satzganzten ausgeht. In Deutschland und in der Deutsch sprechenden Schweiz halten die meisten Schulen bis heute an der synthetischen Lesemethode fest, obwohl es hier wie dort seit Jahrzehnten Leute gab, die das Unpsychologische dieser Unterrichtsweise eindringlich darlegten. Hier muss vor allem der bedeutende Sprachforscher und Lehrer Otto v. Geyser genannt werden; alsdann die mutige, von Kerschensteiner inspirierte Zürcher Lehrerin Emilie Schäppi, die vor bald dreissig Jahren in Schulstube, Wort und Schrift den Aufbau des Leseunterrichtes vom Wort- und Satzganzten her lehrte und bis ins einzelne zeigte. Wenige hörten darauf, und deshalb blieb die «analytische Methode» weit herum im Land eine unbekannte Sache. Wer sich aber in sie vertiefte und die unterrichtliche Umstellung wagte, erfuhr ihre beglückende Wirkung.

Heute ist die Diskussion um die Lesemethode wieder im Flusse. Wir verdanken dies vor allem den anregenden Schriften und Vorträgen des deutschen Pädagogen A. Kern. Was er mit seinem «Ganzheitsprinzip» anstrebt, ist ein sorgfältiges Durchdenken und kritisches Überprüfen der gesamten Unterrichtsmethodik unter Zuhilfenahme wesentlicher Ergebnisse der sogenannten Ganzheitspsychologie. Im Bereich des Leseunterrichtes liegen die Dinge klar: die Buchstabiermethode widerspricht dem natürlichen Spracherlebnis und muss deshalb einem Unterrichtsaufbau weichen, der vom Wort- und Satzerlebnis her vorgenommen wird. Emilie Schäppis Wegleitungen sind von wenigen beherzigt worden. Darf man hoffen, dass die Anregungen Kerns bei uns einen fruchtbaren Boden finden werden?

Der «ganzheitliche» Leseunterricht, eine Weiterführung und Ausgestaltung dessen, was bis anhin als «analytische Methode» bekannt (oder eben nicht bekannt) war, hat seine Grundlage in der Entwicklungspsychologie und seine letzte Rechtfertigung in einem sichtbaren besseren Erfolg. Darf dieser bessere Erfolg erwartet werden? Diese Frage müssen wir genau ins Auge fassen. Vor kurzem erschien in einer angesehenen Tageszeitung unseres Landes ein Artikel, in dem sich ein Vater über die Sorgen und Nöte beklagt, die sein Kind im sogenannten ganzheitlichen Leseunterricht erleidet. Da müssen die Abc-Schützen schon in den ersten Schulwochen reihenweise

Wörter und Sätze abschreiben, und der Artikelschreiber erkennt richtig, dass die Schüler einer Überbeanspruchung ausgesetzt sind. Das wäre es also: Die Lesemethode ist geändert worden, aber das Ausmass der Schwierigkeiten bleibt dasselbe. So wird es nun eben auch weiterhin viele Schüler geben, die den Schwierigkeiten erliegen, trotz Ganzheitsprinzip. Ist es da verwunderlich, wenn sich viele Lehrer nach wenigen Versuchen enttäuscht zeigen und wieder zur alten Buchstabiermethode Zuflucht nehmen? Sie haben recht: wenn die Ganzheitsmethode das Kind in ebenso grosse oder noch grössere Lesenöte versetzt als die Buchstabiermethode, dann kehrt man ohne Schaden zu dieser zurück.

Unsere Erörterung ist an einem Punkte angelangt, wo gewissermassen eine Tragik sichtbar wird. Oftmals in der Geschichte der Schulreform seit Pestalozzi zeigt es sich, dass fruchtbare Ideen umgebracht werden, indem man sie eiligst verfälscht, in Schlagworte umgiesst und als billige Ware verkauft. Vielleicht ist auch das sogenannte Ganzheitsprinzip da und dort bereits von diesem Schicksal bedroht, weil sich der einzelne Lehrer nicht gründlich genug mit ihm auseinandersetzt und weil mancher mit frischfröhlichen Versuchen beginnt, ohne genau zu wissen, worum es geht.

Damit kommen wir zu einer früheren Feststellung zurück. Die Buchstabiermethode will den Unterricht logisch aufbauen, indem sie mit der Vermittlung der Buchstaben beginnt und über den Silben- zum Wort- und Satzbau gelangt. Weil aber das unterrichtliche Denken nicht in erster Linie logisch, sondern psychologisch orientiert sein muss, d. h. weil die Unterrichtsgestaltung mit den im Kinde wirksamen Entwicklungsgesetzen bestmöglich übereinstimmen muss, wird der überlieferten Buchstabiermethode seit Jahrzehnten der vom Wort- und Satzganzen ausgehende Leseunterricht entgegengestellt. Mit Recht? Ja und nein! Ja, weil er einer bedeutsamen seelenkundlichen Erkenntnis entspricht und deshalb bei sorgfältiger und gewissenhafter Durchführung ohne Zweifel bessere Früchte zeitigt. Nein aber, insofern dieser «ganzheitliche» Leseunterricht nur wie eine übernommene Schablone gehandhabt und nicht mit kritischer Gründlichkeit durchdacht und mit dem übergeordneten Ganzen des Sprachunterrichts in Einklang gebracht worden ist. Es ist widersinnig und schlägt dem Grundsatz der Ganzheitlichkeit ins Gesicht, wenn man sogenannt ganzheitlichen Leseunterricht kolportiert und den übrigen Sprachunterricht so lässt, wie er bisher war. Gerade das aber ist es, was man heute am häufigsten sieht; als ob der Leseunterricht ganz für sich selbst bestünde und nicht bloss Teil oder Glied eines übergeordneten Ganzen, eben des Sprachunterrichtes wäre. Wie sollen wir nun entscheiden? Ein «Ganzheitsprinzip», das sich in der Praxis auf eine mehr oder weniger gründliche Umgestaltung des Leseunterrichtes beschränkt, kann ebensowenig befriedigen wie die Rückkehr zur unpsychologischen Buchstabiermethode. Die Überwindung der leidigen Lernschwierigkeiten wird hier wie dort vergeblich erwartet.

Weshalb ist der erste Leseunterricht so mühsam? Die Antwort ist durch die bisherigen Darlegungen vorbereitet: Die Schwierigkeiten können durch eine noch so willkommene Verbesserung der Lesemethode allein nicht behoben werden. Ihre Ursachen liegen tiefer, nämlich in der falschen Einordnung des Leseunterrichtes im Ganzen des Sprachunterrichtes.

Der Leseunterricht muss im Ganzen des Sprachunterrichtes richtig eingebaut sein

Lehrer, Eltern und Kinder betrachten es als eine Selbstverständlichkeit, dass der Leseunterricht in der ersten oder zweiten Schulwoche beginnt. Das Kind wartet darauf und hat sich vielleicht schon in der letzten Kindergartenzeit einige Buchstaben oder Wortbilder angeeignet. Ist das nicht ein Zeichen dafür, dass der Lehrer sofort mit dem Unterricht einsetzen kann, und würde er nicht das Kind und die Eltern enttäuschen, wenn vom Lesenlernen etwa im ersten Schulvierteljahr noch gar nicht die Rede wäre?

Die Frage, wann und wie mit dem Leseunterricht begonnen werden solle, kann nun freilich nicht von der Überlieferung her zuverlässig beantwortet werden. Vielmehr muss man Klarheit darüber erlangen, welcher Art die Tätigkeit ist, die wir «lesen» nennen, und welches ihre Voraussetzungen sind. Die geschriebene Sprache, die wir im Lesen vor unserem Auge haben, ist streng genommen keine wirkliche Sprache, sondern deren konventionelles Zeichen. An Stelle des gesprochenen und hörbaren Wortes erscheint ein schriftliches Zeichen, das jenes Wort meint. Lesen kann, wer einerseits im Besitz der (gesprochenen) Sprache ist und anderseits deren (schriftliche oder gedruckte) Zeichen ihrer Form und Bedeutung nach kennt.

Das Lesenlernen besteht also nicht nur darin, dass man Form und Bedeutung der Schriftzeichen, der Buchstaben und Wortbilder kennenlernt; ja dieses Einprägen der Schriftzeichen ist auch keineswegs das erste, was getan werden muss. Es hat keinen Sinn, Zeichen für etwas einzuprägen, das man nicht kennt. Aber gerade das muten wir dem Schulneuling zu: nach der synthetischen Methode muss er sich mit Buchstaben, nach der Ganzheitsmethode mit Wortbildern abgeben, beides, noch ehe er zureichend im Besitz der gesprochenen Sprache ist. Dies ist der Hauptgrund aller Mühseligkeit des Leseunterrichtes. Immer wieder betont man, dass die Schriftsprache für unsere Kinder so etwas wie eine Fremdsprache sei. Richtig ist, dass unsere Schulneulinge die Schriftsprache nicht kennen und Jahre brauchen, bis sie darin einen Erlebnisbericht einwandfrei formulieren können. Trotzdem sollen sie in eben dieser Sprache lesen. Die Verkehrtheit geht noch weiter: man gestaltet den Unterricht so, als ob die Sprache aus dem Lesebuch heraus gelernt werden könnte, als ob das Lesen die Grundlage des Redens wäre und nicht umgekehrt. Viele Fibeln bieten in ihrer ganzen Anlage Hand dazu. Damit ist der Aufbau des Sprachunterrichtes verfehlt, weil unnatürlich; damit aber ist im besonderen das Lesenlernen (einerlei, ob nach der synthetischen oder ganzheitlichen Methode) so schwierig wie nur möglich gestaltet. Man bedenke: Auch der Erwachsene stösst häufig an und stolpert, sobald er in einer ihm unbekannten Sprache lesen muss.

Bevor der Schüler zum Lesen veranlasst wird, muss er reden lernen. Reden lernen: Damit stossen wir auf die zentrale Aufgabe des Sprachunterrichtes. Wie diese Aufgabe durchzuführen ist, steht im Rahmen unseres Themas nicht zur Diskussion. Es soll aber, sozusagen im Vorbeigehen, wenigstens auf ein paar wesentliche Punkte hingewiesen werden:

1. Dem Sprachunterricht muss auf Seiten des Kindes ein Sprachbedürfnis zu Grunde liegen. Dieses Bedürfnis erwacht im Umwelterleben. Die tätige Anschauung im Bereich des Sach- und Heimatunterrichtes erzeugt im Schüler

lebendige Vorstellungen, innere Bilder, die die sprachliche Mitteilung zum Bedürfnis werden lassen.

2. Die Sprachform ist ein allgemeines, lebendiges Kulturgut, das vom Kinde nicht geschaffen, sondern durch Hören übernommen werden muss. Die Darbietung vorbildlicher Sprachform ist tägliche Aufgabe des Lehrers. Er sollte deshalb ein Meister des gesprochenen Wortes sein und die Kunst des Erzählens, Schilderns usw. eifrig pflegen.

3. Reden lernt der Schüler nur, indem er redet. Die mündliche Ausdrucksschulung muss planmäßig sein. Die Aneignung und Sicherstellung des Wort- und Formenschatzes muss aber je und je im Zusammenhang mit dem Wirklichkeitserleben (Anschaung) stehen, aus dem heraus der sprachliche Ausdruck zum Bedürfnis wird. Ohne diesen Zusammenhang bleibt angelernter Wortlaut ein Geschwätz ohne Bildungswert. «Das Äussere der Sprache, die Töne selbst, sind ohne belebten Zusammenhang mit den Eindrücken, die ihrer Bedeutung zu Grunde liegen, leere, eitle Töne.» (Pestalozzi, Schwanengesang.)

Das würde nun also heissen, dass der Leseunterricht nicht schon in der ersten Schulwoche beginnen dürfte. Vielmehr müsste das Kind auf dem lebendigen Boden des Heimatunterrichtes Sprachverständnis und Ausdrucksvermögen erwerben. Dabei dürfte das Einprägen und Pflegen von Reimen, Sprüchen und Liedern eine bedeutende Rolle spielen. Sprüche, Sätze und Einzelwörter (Namen usw.), die dem Kind bekannt geworden sind, dürften ganz nebenher auch im Druckbild (Schriftbänder an der Wand) gezeigt und betrachtet werden. Doch hätte dies gar nicht den Charakter eines Leseunterrichts. Frühestens nach Monaten, wenn sich das Kind schon ein gewisses lebendiges Sprachgut angeeignet hat und wenn es ganze schriftsprachliche Sätze mit Leichtigkeit auszusprechen vermag, dürfte der eigentliche Leseunterricht beginnen, und zwar streng im Rahmen des bekannten Sprachschatzes. Natürlich sollte es ein ganzheitlicher Leseunterricht sein, was bereits begründet worden ist. Je besser die Grundlage, d. h. je grösser der erworbene Sprachschatz und das Ausdrucksvermögen des Kindes, um so leichter der anschliessende Leseunterricht.

Damit erst wäre das Kind der unheilvollen Schwierigkeit enthoben, das Reden lesend erlernen zu müssen, und der Grundsatz «Nur eine Schwierigkeit auf einmal» käme zu seinem Recht.

Erfahrungsaustausch

Die Wichtigkeit unserer Sinne

Woher weisst du, dass die Kühe Haare haben, keine Federn? Ich habe es schon gesehen. – Woher weisst du, dass es einen Erdteil Australien gibt? Ich habe es schon gehört. – Woher weisst du, dass der Zucker süß ist? Ich habe es schon geschmeckt. – Woher weisst du, dass Sammet weich ist? Ich habe es schon gefühlt (getastet). – Woher weisst du, dass Badener Mineralwasser nach faulen Eiern riecht? Ich habe es selber schon gerochen.

Ja, so ist es: Alles, was du weisst, verdankst du deinen Sinnen. Diese müssen also wach sein und wach bleiben; besonders Gesicht und Gehör. Übe sie! Schone sie! Überfüttere sie nicht mit nichtssagendem Zeug!

Unsere Soldaten

Die kommunistische Zeitung «Vorwärts» fühlte sich berufen, in ihrer Nummer vom 9. August den Artikel «Unsere Soldaten» im Juniheft unserer Zeitschrift zu verurteilen. Wir fanden es unnötig, uns mit einem Kommunistenblatt aus-einanderzusetzen. Nun schlägt aber im Basler Schulblatt vom 27. September Paul Neidhart in die gleiche Kerbe.

Der Titel des angefochtenen Artikels lautet «**Unsere Soldaten**», nicht allgemein «Die Soldaten». Wir wären unter keinen Umständen bereit, in einem Lande, das eine Angriffsarmee unterhält (auch wenn über diesen Punkt nur die geringsten Zweifel bestünden), in positivem Sinne einen Artikel über seine Soldaten zu veröffentlichen. Jedermann weiss aber, dass die Schweizer Armee ausschliesslich der Verteidigung unseres Landes dient. Der Unterschied zwischen einer Verteidigungs- und einer Angriffsarmee ist so gross wie der zwischen Polizisten und Verbrechern. Deshalb dürfen wir den Schweizer Soldaten in der Schule ebensogut in bejahendem Sinne behandeln wie z. B. den Polizisten. Unsere Schüler werden dadurch sowein zu Kriegshetzern, sowein sie durch das Besprechen der Feuerwehr zu Brandstiftern werden.

P. Neidhart will den Artikel «Unsere Soldaten» mit folgenden zwei Strophen aus Erich Kästners «Marschliedchen» (in «Bei Durchsicht meiner Bücher») treffen:

Ihr und die Dummheit zieht in Viererreihen
in die Kasernen der Vergangenheit.
Glaubt nicht, dass wir uns wundern, wenn ihr schreit.
Denn was ihr denkt und tut, das ist zum Schreien.

Ihr kommt daher und lasst die Seele kochen.
Die Seele kocht, und die Vernunft erfriert.
Ihr liebt das Leben erst, wenn ihr marschiert,
weil dann gesungen wird und nicht gesprochen.

Erich Kästner ist aber Deutscher, und sein «Marschliedchen» bezieht sich auf die gewesene deutsche Armee; es gilt ferner für alle andern Angriffsarmeen. Was der Schweizer Soldat denkt und tut, das ist nicht zum Schreien, und er liebt das Leben nicht erst, wenn er marschiert. Er ist jedoch bereit, unser Land und unsere Freiheit zu verteidigen, im Notfalle sein Leben dafür hinzugeben. Diese Opferbereitschaft ist nicht verwerflich, und es ist eine Beleidigung des Schweizer Soldaten, die obigen Verse auf ihn zu beziehen.

Die Neue Schulpraxis ist je und je für die Friedenserziehung eingetreten. Und sicher wäre Hans Stoll, der Verfasser des Artikels «Unsere Soldaten», mit allen Schweizern einverstanden, unsere Armee abzuschaffen, wenn sie nicht mehr nötig wäre. In einem besondern Kapitel «Friede auf Erden!» zeigt er ja, wie wir das Unsige zur Friedensbewegung beitragen können. Solange wir nicht vor Angriffen auf unser Land und unsere Freiheit sicher sind, brauchen wir aber eine Armee. Ebensolange ist unsere Armee nichts Verwerfliches, und wir dürfen in der Schule in bejahendem Sinne von ihr sprechen. Die militärische Abwehrkraft hängt von unserer moralischen Kraft ab, und es ist unsere Pflicht, die Schüler dazu zu erziehen, später als Männer und Frauen im Notfalle die Schweiz mit Begeisterung zu verteidigen.

Albert Züst

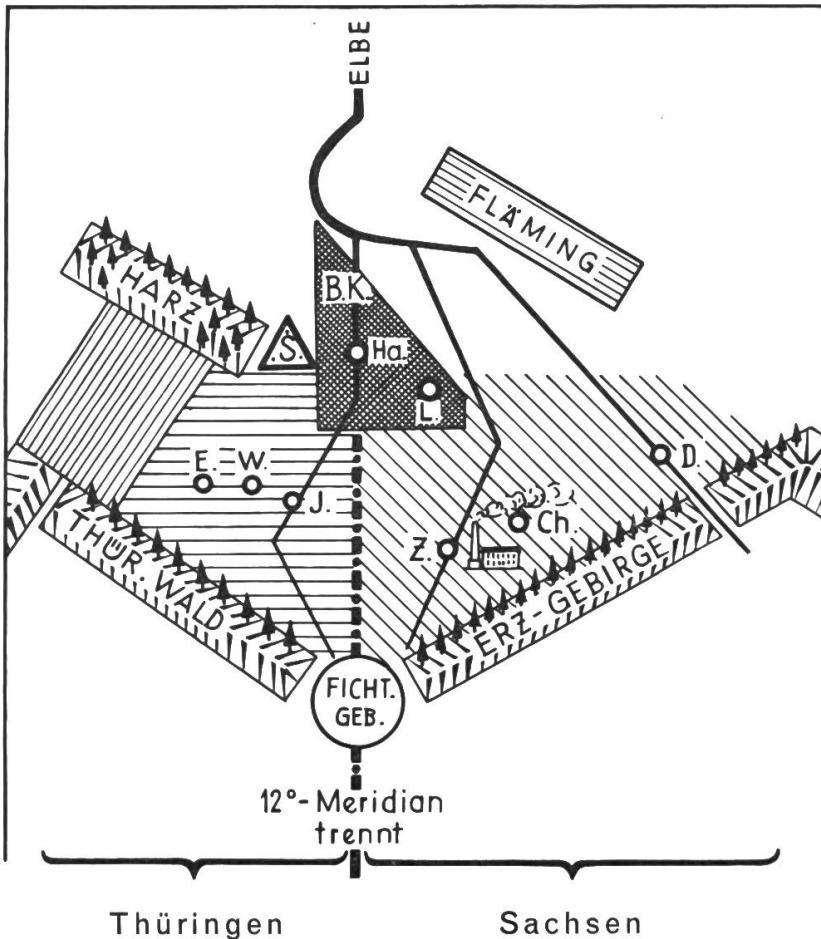
Einzelne Landschaften Deutschlands

Von Oskar Hess
(3. Teil)

Zwei Tieflandbuchten nördlich der mitteldeutschen Gebirge

Die Thüringisch-Sächsische Bucht

Während der Besprechung entstandene Wandtafelskizze (nach Atlas, S. 26, und Spezialkärtchen, S. 25):



Atl., S. 25,
Volksdichte: 50–200 E. je km²
(1946: 185 E. je km²).

Eine grüne, fruchtbare Landschaft (Lössboden): grüne Wiesengründe an Bachläufen.
Getreide (Weizen, Gerste), Gemüse, Zuckerrüben.

Atl., S. 25:
Getreide (Weizen, Gerste), Gemüse, Zuckerrüben.

sehr dicht besiedelt
(1946: 366 E. je km², eine der am dichtesten bevölkerten Landschaften Deutschlands), weil

Industrieland:
Atl., S. 25: ausgedehnte Braunkohlengruben um Leipzig (Tagbau). Transport feuchter Braunkohle mit geringem Heizwert ist unrentabel; $\frac{1}{3}$ der Rohbraunkohle = Betriebsstoff am Förderort, zur Wärmeerzeugung in den Dampfkesselanlagen naher Elektrizitätswerke verwendet, $\frac{2}{3}$ zu wertvollen Briketts gepresst.

<p>Thüringen ist auch ein Land der Kleinindustrie: Im Vorland um Halle grosse Salzlager. Gewinnung von Kalisalzen (= Düngmittel). Chemische Industrie. Harz und Thüringer Wald = Waldgebirge, von vielen Fremden besucht. Holzindustrie (Spielwaren), Gewinnung von Holzkohle. Töpferei, Glasbläserei (Christbaumschmuck). Förderung von Uranerzen. Städte (Einwohner 1946): Halle (223000 E.): Solbäder, chemische Industrie. Erfurt (175000 E.): Grossgärtnerien, vielseitige Industrie. Weimar (67000 E.): Goethe- und Schillerstätten. Jena (183000 E.): altberühmte Universität, optische Werke (Zeiss).</p>	<p>Steinkohlen bei Zwickau wurden Grundlage für hochentwickelte Industrien: Textilindustrie (Baumwolle und Wolle, Stickerei), Maschinenfabriken (Textilmaschinen, Bergwerksgeräte). Stark bewaldetes Erzgebirge: Einst Gewinnung von Silber, Zinn, Kupfer, Nickel. Heute Urangruben besonders wichtig. Heimindustrie, Kleinbetriebe: Holzindustrie, Spielwarenherstellung, Glasindustrie. Wintersport.</p> <p>Städte (Einwohner 1946): Leipzig (608000 E.): Bedeutender Eisenbahnknotenpunkt; «durch seine Messen ist es ein Schaufenster des Landes geworden» (H. E. Tütsch). Stadt des Buchhandels. Universität. Zwickau (123000 E.): Bergbaustadt. Chemnitz (250000 E.): Textil- und Maschinenindustrie. Dresden (468000 E.)</p>
---	---

Vorlesen aus:

M. Nobs, Deutschland. S. 159/62: Kalilager; S. 163/67: Braunkohlentagbau, Brikettfabrikation.
O. Fahrer, Von deutscher Arbeit. S. 19: Beim Christkind im Thüringer Walde; S. 23: Das Zeisswerk und die Glashütte in Jena.

Das Ruhrgebiet

Wir zeichnen nach dem Atlas (S. 25) auf ein Skizzenblatt in roter Schraffur die Bezirke Mitteleuropas mit einer Volksdichte über 100 E. je km², tragen dann in dieselbe Skizze alle Kohlevorkommen ein und fügen zuletzt die Umgrenzungslinien der wichtigsten Industriezonen hinzu.

Feststellung: In grosser Menge vorhandene Kohle (Stein- und Braunkohle), wichtiger Betriebsstoff und Ausgangsmaterial für zahlreiche chemische Produkte, hatte die Gründung verschiedener Industrien zur Folge und ermöglichte dadurch vielen Menschen eine Existenz.

Auch die Niederrheinische Bucht ist ausserordentlich dicht bewohnt (Volksdichte im Lande Nordrhein-Westfalen 376 E. je km²), mehrere Grossstädte liegen eng beisammen.

Kohle und Eisenerze bilden die Grundlage für eine mächtig entwickelte Industrie. Atlas, S. 25, Industriekärtchen I und II:

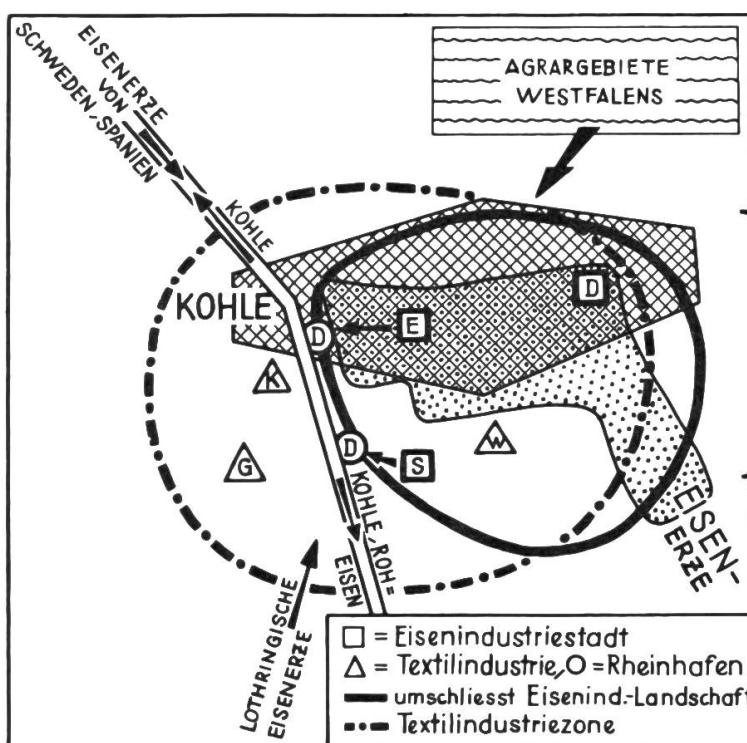
Roheisenerzeugung (Verhüttung), Metallbearbeitung und Maschinenbau in Essen (1950: 605000 E.) (Kruppsche Werke), Solingen (1946: 133000 E.) (Stahl, Messer), Dortmund (1950: 500000 E.).

Daneben chemische Industrie,
Textilfabriken: Verarbeitung von

in Wuppertal (1950: 362000 E.),
in Krefeld (1950: 171000 E.),
in Aachen (1950: 130000 E.).

Rheinhäfen, Sammelplätze der Ruhrindustrie

= Duisburg (1950: 409000 E.),
Düsseldorf (1950: 499000 E.).



Das dicht besiedelte Ruhrrevier ist bedeutendes Absatzgebiet für landwirtschaftliche Produkte und die Erzeugnisse der Textilindustrie.

Dort, wo sich heute diese Städte-Agglomeration von 100 km Länge und 50 km Breite ausdehnt (Aufgabe: Auf Schweizer Boden übertragen!), bewohnt von nahezu 10 Millionen Menschen, lag vor 600 Jahren noch ein grünes Hügelland mit Viehweiden und Wäldern.

«Damals», so erzählt eine Sage, «zündete ein Hirtenjunge auf den Bergen der Ruhr abends sein Holzfeuer an. Der Wind blies heftig. Um sein Feuer zu schützen, stellte er ein paar schwarze Steine rund um die Flamme. Am andern Morgen glimmte der Boden unter der Feuerstelle. Die schwarzen Steine brannten wie Holzkohle. Mit dem Ruf: „Der Berg brennt!“ holte der Hirte die Leute des Dorfes. So wurde die Steinkohle entdeckt.» (Aus: Kohle an der Ruhr. Sammlung «Das Bildgut», Bd. B 201. Essen 1936.)

Heute grüßt selten mehr ein grüner Fleck zwischen nüchternen Arbeitersiedlungen, grossen schwarzen Kohlenhalden und schmutzigen Hügeln aus Abraumschutt, die neben ungeheuren Fabrikblöcken, rauchenden Schloten und einer Unzahl hochragender Kessel und Fördertürme liegen.

Abbaufähiger Vorrat der Kohle im Ruhrgebiet bis zu 1000 Meter Tiefe wurde auf 28500 Millionen t berechnet, eine Menge, die für mehr als 200 Jahre reichen wird.

Vom westdeutschen Kohlenbergbau

Jahresförderung 1860: 4,5 Mill. t
 1938: 137 Mill. t
 1949: 103 Mill. t

Die tägliche Kohlenförderung in Westdeutschland beträgt 370000 t bis 400000 t (= etwa 620–660 Eisenbahnzüge zu 60 Wagen mit je 10 t Tragfähigkeit).

Stärke der Belegschaft 1949: 420000 Mann.

Durchschnittliche Untertageleistung eines Bergmannes 1,4 t.

Abbildungen in: E. Bielfeld, Die Kohle. Technische Bilderbücher (Unsere Kraftspender), Heft 1. «Auf den Fördertürmen drehen sich schnell die riesigen Räder, auf denen leise schwingend die schräg zur Erde gehenden Drahtseile laufen. Plötzlich stehen sie still. Man weiss: wieder ist ein Förderkorb in wahnsinniger Fahrt aus dem Schlund der Erde emporgesaut, und die mit Kohlen gefüllten kleinen 'Hunde' rollen auf Schienenwegen heraus. Wenn die Räder der Fördertürme sich langsamer drehen, ist 'Seilfahrt', das heisst: Bergleute fahren ein oder aus. Es ist ein eigenartiges Gefühl, zu denken, dass der Boden, auf dem man steht, in schwarzer Tiefe durchwühlt ist mit Schächten und Stollen und dass dort unten in den von Kohlenstaub und kriechenden Gasen erfüllten Gängen beim trüben Schein der Grubenlampen halbnackte Männer mit spitzen Hacken und Bohrmaschinen sich immer tiefer und weiter in die Erde einwühlen, umlauert von Gefahren. Des Mittags, beim Schichtwechsel, sieht man sie aus allen Toren heraus- und auf allen Zugangsstrassen herbeiströmen. Es ist eine schwarze, schweigsame, müde Schar. Obschon die Heimkehrenden Gelegenheit haben, sich zu waschen, sind ihre Augen noch vom Kohlenstaub schwarz umrändert. Die Kleider sind alt, vertragen; die verbeulte Kaffeeflasche aus verzinktem Blech oder Email hängt an einer Schnur über der Schulter.» (M. Nobs, Deutschland.)

«Eine riechbare, von Gas, Rauch und Kohlenteilchen erfüllte Luft lagert über der ganzen Landschaft, an trüb-nassen Tagen alles in graue Dampfnebelschwaden hüllend. Selbst bei heiterem Hochsommerwetter scheint die Sonne rötlich getrübt und matt vom graublauen Himmel; rieselnder Russ dämpft alle Farben, grau werden Haus und Strasse, schwärzlich mit steigender Jahreszeit Feld, Wiese und Laubwerk der Bäume; schmutzig sind Regenwasser und Schnee, die diese Luft durchfallen. In dem trüben Dunst erscheinen die Zechen, Hütten und Walzwerke gewaltig wie Riesen; wuchtig ragen Fördertürme, Kokereien, Gasometer auf, und die Hochöfen, Schmelzwerke und Hallen leuchten hell zur Nachtzeit, wenn der feurige Widerschein sich in Rauch und Wolken spiegelt.» (Th. Kraus.)

Vorlesen aus: M. Nobs, Deutschland. S. 35/50: Kohlenbergwerk, oder O. Fahrer, Von deutscher Arbeit. S. 5/7: Vor der Kohle.

Kohlenverfrachtung in den Rheinhäfen von Duisburg-Ruhrort:

	Bergfahrt	Talfahrt
1938	22%	78%
1950	69%	31%

An der Kohlenbasis der Ruhr hatte sich die Schwerindustrie entwickelt.

	1936	1949
Insgesamt	30300000 t	22600000 t
davon nach		
Frankreich	5800000 t	8100000 t
Holland	6100000 t	1800000 t
Italien	5600000 t	1800000 t
Belgien	3700000 t	700000 t
Luxemburg	2000000 t	2200000 t
Schweden	1200000 t	1400000 t
Schweiz	1200000 t	400000 t
Österreich	300000 t	2700000 t

Eisenerze – Eisenwerke

Deutschland förderte

1933 2,6 Mill. t Eisenerze,

1936 6,4 » t »

1949 8,0 » t »

Aber Deutschland mit seiner grossen Kohlmenge konnte viel mehr Eisenerze verhütteten. Es war daher der bedeutendste Erzkäufer der Welt.

Atlas, S. 77 oben: Von den im Jahre 1937 importierten 20,6 Mill. t Erz stammten 44% aus Schweden, 3% aus Algier, 28% aus Frankreich, 1% aus Spanien, 7% aus Luxemburg, (n. H. H. Boesch, Wirtschaftslandschaften der Erde. 1947.)

Gewinnung von Roheisen in Westdeutschland 1938: 15 Mill. t, 1949: 7 Mill. t.

Vorlesen aus: M. Nobs, Deutschland. S. 52/61: Eisenwerk, oder O. Fahrer, Von deutscher Arbeit S. 7/13: Eisengewinnung aus Erzen.

Essen mit seinen gewaltigen Gussstahlfabriken und Walzwerken (Kruppsches Unternehmen) wurde bedeutendste Eisenstadt Deutschlands. (Erste Werkstatt 1812 durch Friedrich Krupp gegründet.)

Wohnbevölkerung:

Essen (Industrie)	Zürich (Ind., Handel)	Bern (Beamtenstadt)
1802: 3450 E.	1800: 10000 E.	1818: 17600 E.
1849: 8813	1850: 17000	1850: 27600
1900: 118900	1900: 150700	1900: 64200
1938: 667700	1938: 329800	1939: 123200
1950: 605000	1950: 386500	1950: 145700

Aufgabe: Zeichne die Wachstumskurven dieser Städte.

1918 standen im Dienste des Kruppkonzerns 165000 Angestellte und Arbeiter

1930 40000
1939 125000

In zwei Weltkriegen hat die Schwerindustrie des Ruhrgebietes den Deutschen Waffen geliefert. Starke Bombardierung während des Zweiten Weltkrieges. Immer noch liegen grosse Teile der Industrieanlagen und ausgedehnte Stadtquartiere in Trümmern.

Zahlreiche Werke wurden nach dem Kriege auch demontiert.

Heute aber rauchen wieder «mittin in den zerstörten Städten überall die Hochkamine, und in den Fabriken wird wieder gearbeitet, als ob es nie so etwas wie einen Krieg oder Bombenangriffe gegeben hätte. – Vielerorts, wo die Fabrikhallen zerstört, die Maschinen aber wenig Schaden gelitten, begann man unter freiem Himmel zu arbeiten». (Nach einem Artikel: Neues Leben an der Ruhr. Tagesanzeiger für Stadt und Kanton Zürich vom 20. Juni 1950.)

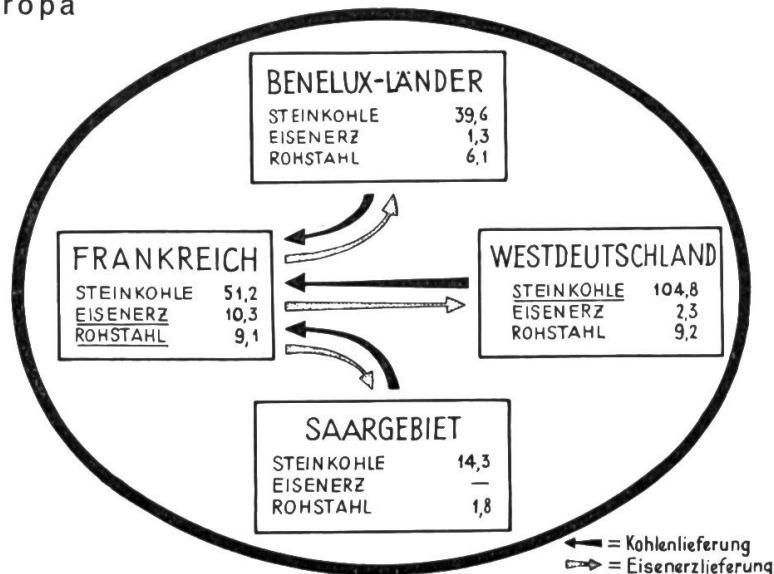
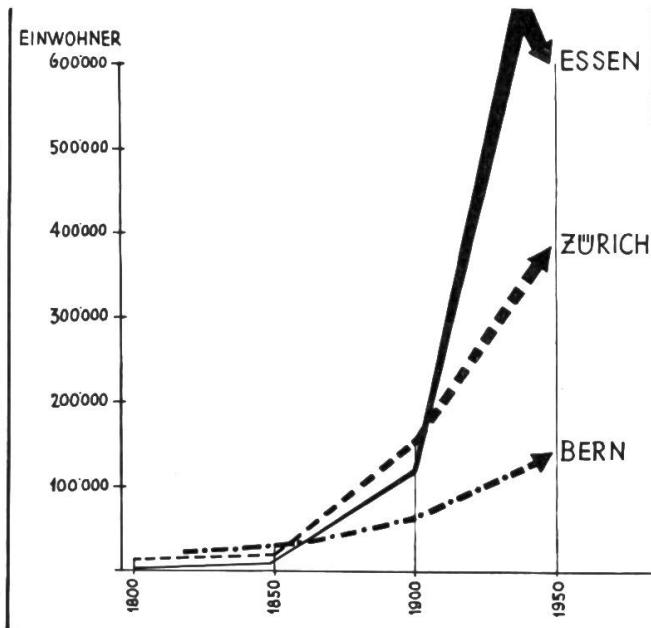
Kohle und Eisen in Westeuropa

Westdeutschland fördert viel Kohle und wenig Eisenerze, Frankreich hat zu viel Eisenerze und zu wenig Kohle. Die beiden Länder können sich daher hier ausgezeichnet ergänzen. (Siehe: Westeuropa, Beiheft 10 zu den Schweizer Realbogen, S. 24. Bern 1938.)

Plan des französischen Aussenministers Schuman:

Zusammenschluss der westeuropäischen Kohlen- und Stahlproduktion zu einem grossen Kombinat. Wirtschaftliche Schranken, Zollgrenzen sollen fallen; ein gemeinsamer Markt soll hergestellt werden.

1949 hatten die obenerwähnten Staaten mit Grossbritannien und Italien zusammen 30% der gesamten Welt-Stahlerzeugung (147 Mill. t) geliefert. Bei der vorgesehenen Verknüpfung von Kohlengruben und Hüttenwerken wird sich aber die Eisenindustrie in Westeuropa noch kräftig entwickeln.



Produktionszahlen für 1949 in Mill. t; bei den Eisenerzen wurde der Metallgehalt berechnet. (Aus: Einige Daten zum Schuman-Plan. Neue Zürcher Zeitung vom 18. Juni 1950.)

Im mitteldeutschen Bergland

Rheinisches Schiefergebirge

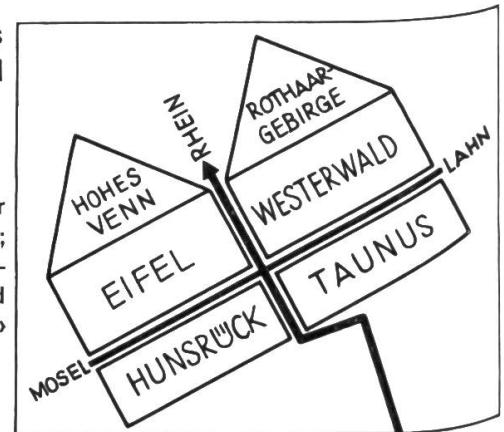
Atlas, S. 26: Durch die engen Täler des Flusskreuzes von Rhein, Mosel und Lahn wurde das Hochland in vier Teile zerschnitten.

Eifel mit zahlreichen vulkanischen Formen

«Junge Schlackenvulkane, deren Hufeisenkrater mitunter ein Lavastrom zerrissen hat, den Bach im Talgrund stauend; tiefe Seeaugen der Maare, die bald von kahlen Hängen gesäumt werden, bald still in dunkle Wälder eingeschlossen sind oder von lieblichen Feldern und Gärten umgeben werden» (Th. Kraus).

Stolze Basaltkuppen tragen Burgen.

Basaltbrocken als Strassenschotter verwendet.



Wie die Maare entstanden sind

Gasreiches, dickflüssiges Magma drängt nach oben.



Heftiger Ausbruch; Magmabrocken und Gesteinstrümmer werden bei der Explosion weit herum zerstreut.



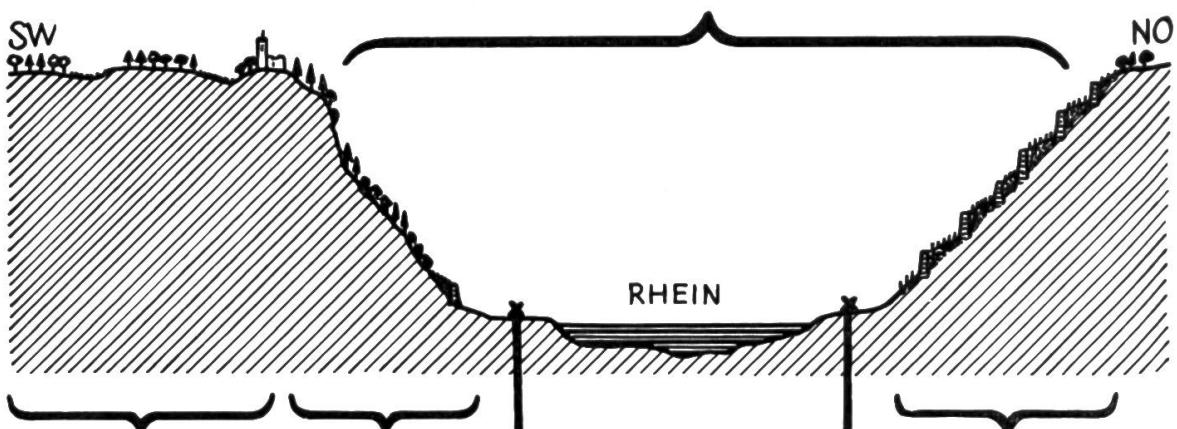
Im rundlichen Explosionskrater sammelt sich Regenwasser = Maar.

In der Nordwesteifel liegt der plumpen Rücken des Venns. Feucht (Steigungsregen der Westwinde), daher öde Hochmoore, Wälder. «Auf heckengesäumten Wiesen weidet das Vieh rings um das alttümliche Haus mit dem auf der Wetterseite tief herabgezogenen Dach. Eine natürliche Mauer wohlgeschnittener Buchen wehrt Stürme und Schneetreiben ab» (Th. Kraus).

Stauseen.

Wandtafelskizze: Profil durch das Rheintal. Die Schüler erraten, wo in diesen Tälern Rebberge liegen, wo Wald den Boden deckt, wo sich Wiesen und Ackerfluren ausbreiten werden.

Schmales Durchbruchtal des Mittelrheins: Enge, steilwandige Talabschnitte wechseln mit weiteren Talkesseln



Auf dürftiger, steiniger, leicht gewellter Hochfläche, wo häufig feuchtes, kaltes Wetter, wechseln Wald und blockbestreute Weide mit vermoorten Mulden und Ackerfluren. (Atl., S.25: Hafer, Roggen, Weizen, Kartoffeln.)

Am Schattenhang Niederwaldgehölz.

Auf beiden Seiten doppelgeleiste Eisenbahnen und wichtige Straßen. Das Rheintal muss ein bedeutender Korridor sein, der Nord und Süd verbindet.

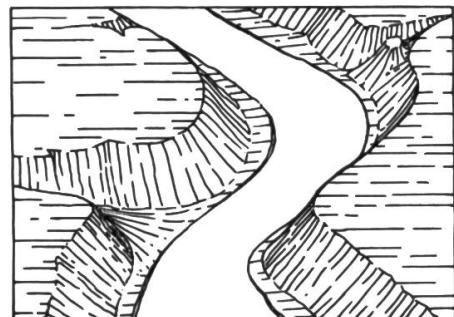
Am sonnigen, künstlich terrassierten Hang Reben. (Stützmauern halten bei starker Böschung die Erde zurück.)

«Hinter der letzten Häuserzeile eines Rebendorfes oder Kleinstädtchens ranken schon die ersten Reben und klettern in ununterbrochenen Reihen hinauf bis auf die südlichsten Höhen des Taunus. Da und dort streckt der Berg noch eine Waldzunge ins abfallende Rebgelände hinaus. Aber das eigentliche Reich der riesigen Taunuswälder mit breitkronigen Laubbäumen beginnt erst hinter den Uferanhöhen.» (Aus einem Artikel von wst. im Tagesanzeiger für Stadt und Kanton Zürich vom 23. Sept. 1950.)

Ansichtskizze des Rheintales:

Die Schüler suchen in der «Flussgasse» Plätze für Siedlungen und vergleichen die Ergebnisse ihrer Überlegungen mit der Atlaskarte (Seite 26):

Nur wo Nebenflüsse münden, ist Raum für geschlossene, enggebaute Siedlungen, von Obstbäumen (Kirschen) umgeben. Ist der Bergfuss zwischen Hang und Fluss etwas breiter, können auch Häuser in langer Zeile an der Strasse stehen.



Beschäftigung der Bewohner am Mittelrhein

Die Rheingauer leben von den Erträgen der Rebberge und Obsthaine und vom Fremdenverkehr.

Einst Treideln von Lastkähnen (= Ziehen der Schiffe durch Menschen oder Tiere, die dem Ufer entlang gingen) flussaufwärts; die Rheinstädtchen waren Etappenorte dieses Verkehrs.

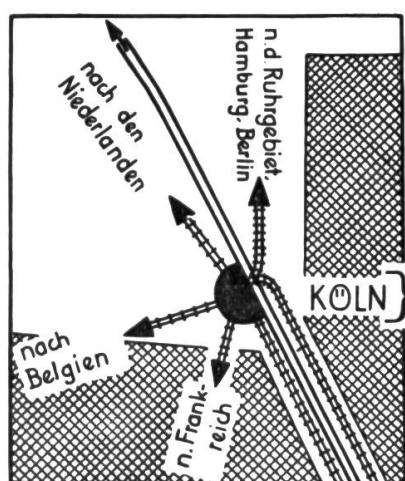
Die später einsetzende Dampfschleppfahrt auf dem Rhein war durch Klippen und Strudel erschwert. Sie benötigte daher zahlreiche Lotsen. Rheinstädtchen waren somit Schiffahrtsplätze. Dann Sprengung der gefährlichsten Felsbarren und Ausbaggerung einer Fahrinne.

Im Mittelalter sassen in den zahlreichen Burgen und Schlössern, deren Ruinen heute die schroffen Felssporne krönen, kleine Herrscher und verlangten Zölle von den Benützern der grossen Handels- und Verkehrsroute. «Fast legten diese Abgaben den besten natürlichen Wasserweg Deutschlands und Europas lahm» (Th. Kraus).

«Der Loreleifelsen ist von Sagen umwoben. Aber der Name hatte nichts mit einem schönen Mädchen zu tun, das dort sein goldenes Haar kämmt und durch seine Schönheit die Schiffer ins Verderben lockt. Vielmehr führte in mittelalterlicher Zeit an dieser besonders engen Stelle des Rheines nur eine schmale Schiffahrtsstelle hart an dem Loreleifelsen vorbei, derart, dass jedes Schiff von dort aus durch Pfeilschuss oder Steinwurf zum Anhalten oder zum Versinken gebracht werden konnte. Und so wurde der Felsen Sitz eines Raubrittertums, das von uneinnehmbarer Höhe aus von der Schiffahrt seinen Zoll forderte. Dort lauerte man den Schiffen auf: Lorelei – Lurley = Lauerfels!» (Aus: W. Bley, Entschleierter Erde.)

Landstrassen führten über die Hochfläche.

Köln (1950: 591 000 E.)



Stadt am untern Ende des Mittelrhein-Tales; Straßen kreuzen den Fluss; Eisenbahnen ziehen nach verschiedenen Richtungen } Verkehrs- und Handelsort

Vom Verkehr auf dem Rhein, Europas wichtigster Binnenwasserstrasse

Tonnage 1949

der deutschen Rheinschiffahrt	2,81 Mill. Tonnen; 3067 Schiffe,
der schweizerischen Rheinflotte	0,26 » » 379 »
der holländischen Rheinschiffe	2,08 » » 3729 »

«Der Strom ist von endlosen Schleppzügen belebt; da und dort spielt ein leichtes Motorboot Fähre, hin und wieder zeigt sich sogar einer der weissen Personendampfer, auf denen es sonntags laut und bunt hergeht. Und Fahnen vieler Herren Länder: das leuchtende weisse Schweizer Kreuz und die holländischen Farben auf den schmucksten Schiffen, gelegentlich ein Belgier, öfter ein Franzose und, noch nagelneu leuchtend, das Schwarzrotgelb des Bonner Bundes.» (Reinhold, Westdeutsche Reisebilder. Volksrecht vom 20. Mai 1950.)

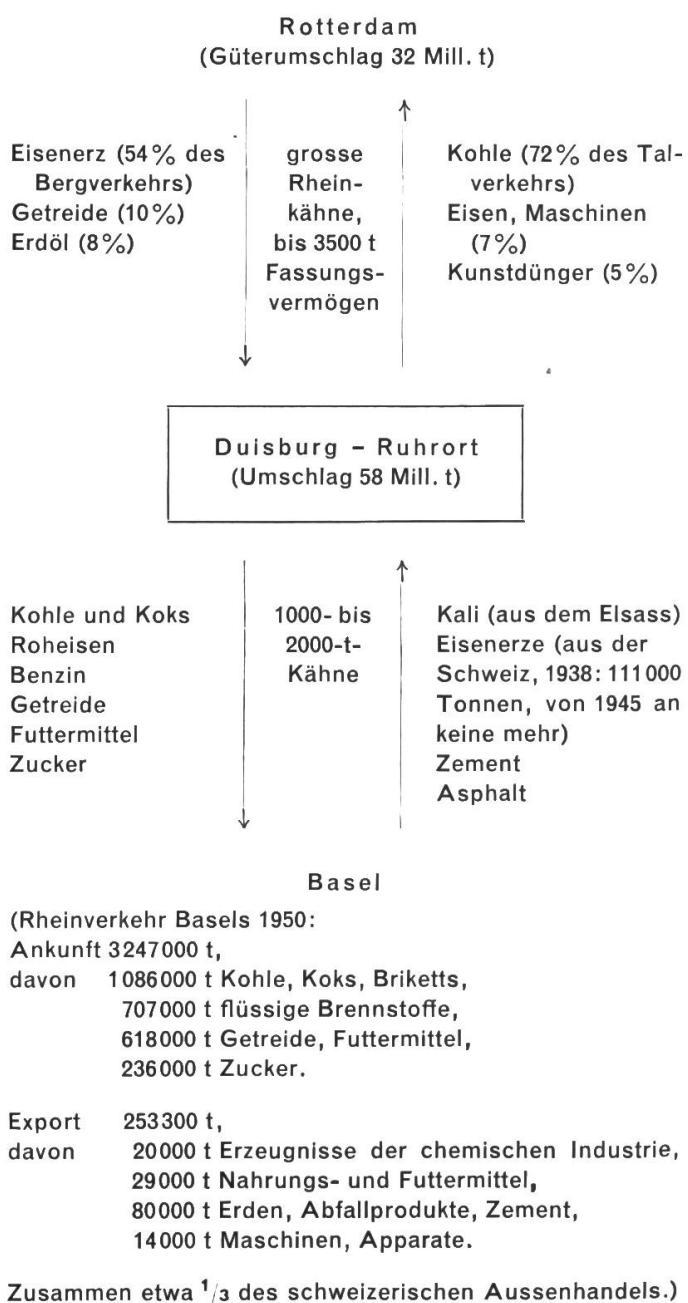
«Wasserverkehr ist ein langsamer Verkehr. Der Lastkahn braucht Zeit. Ruhig und gleichmässig zieht er seine Bahn, dafür sind seine Kosten auch gering, wenn er einmal beladen und unterwegs ist.» (Aus: E. Samhaber, Europas Wasserstrassen. Atlantis, Augustheft 1948.)

Schleppkähne brauchen von Rotterdam nach Basel 18 Tage, Motorschiffe die halbe Zeit.

Durchschnittliche Geschwindigkeit der Schleppzüge bei der Bergfahrt etwa 5 km in der Stunde, abwärts etwa 15 (-25) km in der Stunde.

Zum Transport von 3500 t Güter sind 6 Lokomotiven nötig; ein einziger Schleppdampfer vermag aber einen beladenen Rheinkahn mit 3500 t Fassungsvermögen zu ziehen: bedeutende Frachtkostenersparnis. Welche Waren kommen somit als Frachtgüter beim Rheinverkehr in Betracht?

«Auf dem Wasserwege werden Massengüter und diese vorwiegend auf weite Entfernungen verfrachtet, während hochwertige Güter auf kürzere und mittlere Entfernungen besser von der Eisenbahn bewältigt werden. Als jüngster Wett-



bewerber hat dann der Lastwagenverkehr den Vorrang bei sehr hochwertigen Gütern, bei Stückgütern und auf kurze Entfernung» (E. Samhaber).

Städte Südwestdeutschlands

(Bedeutung z. T. nach Atlas, S. 25.)

Im Einzugsgebiet des Mains

Nürnberg (1946: 312000 E.): Im Mittelalter schon blühten Kunst und Kunsthandwerk (Metallgewerbe).

Großhandel im 14. und 15. Jahrhundert: «In die Schweiz und nach Italien, nach Wien und nach Prag, nach Leipzig und Breslau rollten die Frachtwagen der Nürnberger Kaufleute» (H. Fehn). Zahlreiche Schmuckstücke mittelalterlicher Städtebaukunst. Heute vor allem Metall- und chemische Industrie, Spielwaren; Hopfenmarkt.

Frankfurt (1800: 40000 E., 1946: 424000 E., 1950: 524000 E.): Metall- und chemische Industrie; Verkehrsplatz. Geburtsstadt Goethes; Buchhandel.

Wiesbaden (1946: 188000 E.): Kurort (27 heiße Quellen) und Fremdenstadt.

Mainz (1946: 75000 E.): Schon römischer Brückenort; Industrieplatz mit lebhaftem Handel.

Im Neckarland

Stuttgart (1800: etwa 20000 E., 1946: 414000 E., 1950: 482000 E.): Im weiteren Umkreis der Stadt Mischung von Landwirtschaft und Gewerbe, dezentralisierte Qualitätsindustrie. Industrie (Textilindustrie) machte Stuttgart zur Großstadt. Buchhandel.

Heidelberg (1946: 112000 E.): Herrliche Schlossruine. Universität 1386 gegründet. Fremdenort.

Im oberen Rheintal

Darmstadt (1946: 76000 E.): Verwaltungs- und Industriezentrale in guter Verkehrslage.

Mannheim (1946: 212000 E.): Um 1600 gegründet. Handelsplatz. Uferlänge des Rheinhafens 48 km; Güterumschlag 3338000 t (1950).

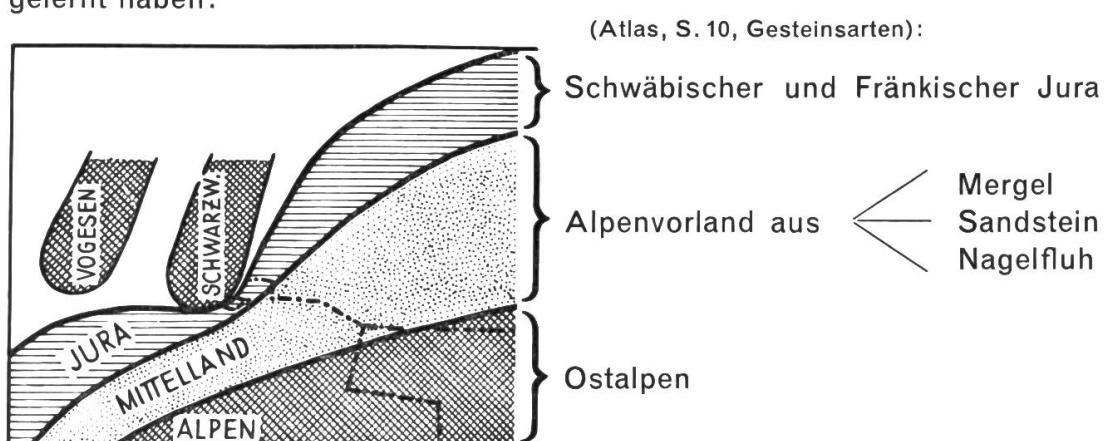
Ludwigshafen (1855: 2300 E., 1946: 107000 E.): Stadt der Arbeit, hat sich seit 1840 aus einem Brückenkopf entwickelt. Große chemische Fabriken (Farben).

Karlsruhe (1750: 2500 E., 1946: 172000 E.): Prunkvolle Bauten in nach geometrischen Plänen geschaffener, symmetrischer «Fächerstadt»; vom Kriege schwer heimgesucht. Beamten- und Industrieort.

Baden (1946: 32000 E.): Römische Bäderstadt (Kochsalzquellen), lebt heute noch vom Fremdenverkehr.

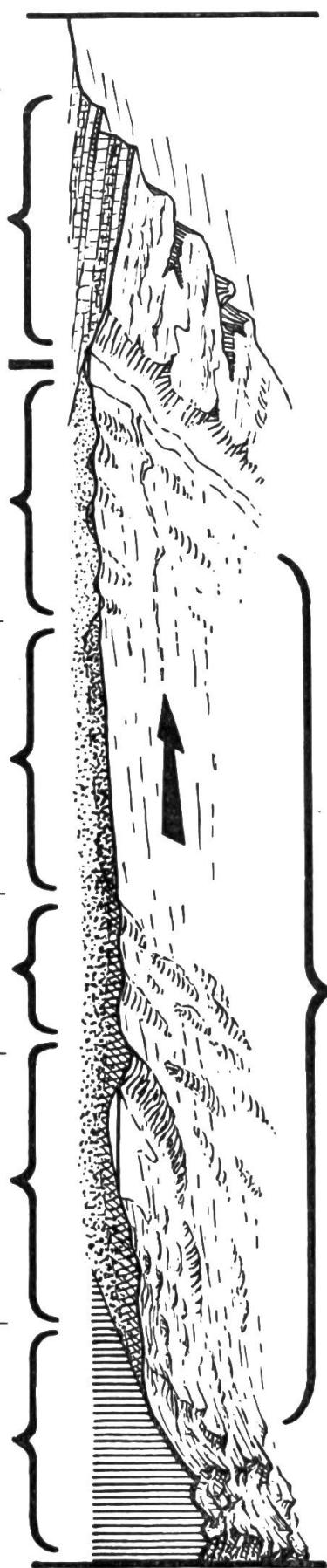
Süddeutschland

Atlas, S. 22/23: Dieselbe Landschaftsgliederung, wie wir sie bei uns kennengelernt haben:



Profil quer durch Süddeutschland (Distanzen stark verkürzt)

Zum Teil von Gletscherablagerungen überdeckte Molasse



Niederschläge (Atl., S. 49):	bis 150 cm	unter 75 cm				
	trocken, da Wasser versickert	fruchtbare Ackerland	wenig fruchtbar	fruchtbar	Boden fruchtbar	über 100 cm
Boden- kulturen (Atl., S. 25):	Äcker (Gerste, Roggen) statt Wiesen, Schafweide, Wald	Roggen, Weizen und Gerste, Hopfen, Tabak; auf feuchtem Talboden Wiesen	wo trocken (da Wasser ständig versickert): Helle; wo Grundwasser aufstößt: Moore. Trockengelegte Moore = Ackerland. Nadelwälder längs der Flussläufe	Ackerfluren, Wiesen, Wald	grüne Riedflächen, Wiesen, Weiden, Wälder. Viehzucht: «Butter- und Käsekammer»	über 200 cm

Auf der Schwäbischen Alb (Jura)

«So weit der Blick reicht: Getreidefelder. Da und dort ein Bauernhof mit tief herunterreichendem Dach, einige Bäume und immer und überall – ein weiter, heller Horizont . . . Flache Kette reiht sich an flache Kette, die Buchenwälder raunen geheimnisvoll, und im Kalk plätschern Bäche und verschwinden wieder in der Erde. Nirgendwo steht ein Dorf auf einer Höhe – tief in den Tälern ducken sich die Siedlungen, als fürchteten sie die Weite und die ewigen Winde, die über die Hochebenen streichen.» (Aus: J. H. Mueller, Die Schwäbische Alb. «Leben und Glauben» vom 23. Sept. 1950.)

Auf den Lössflächen an der Donau

«Reiches Bauernland. Geschlossene Dörfer mit Fachwerkbauten inmitten wogender Kornfelder» (H. Schrepfer).

Im Allgäu (östlich des Bodensees)

Die Sommer sind kühler und regenreicher, daher:

«In kuppig aufgelöster Landschaft saftige Wiesen und Weiden, in deren grüner Flut die wenigen Äckerlein nur Flecken sind . . . An die Stelle der Dörfer treten Weiler, Einzelhöfe. Der Fachwerkbau weicht allmählich dem Blockbau (mehr Bauholz!). Die Stallungen der Bauernhöfe werden geräumiger; sommertags erfüllt das Geläute der weidenden Herden die Landschaft» (n. H. Schrepfer).

Die wichtigsten Städte

Ulm (um 1500 schon 18000 E., 1946: 61000 E.): Alter Markt in günstiger Verkehrslage. Münster mit 162 m hohem Turm. Stadt im letzten Weltkrieg stark zerstört.

Augsburg (um 1500: 20000 E., 1946: 160000 E.): Wie Ulm ein alter, reicher Marktplatz mit Leinenweberei, inmitten einer wenig ertragreichen Schotterfläche. Industrieort (Textil- und Maschinenfabriken).

Regensburg (1946: 109000 E.): Alte Brückenstadt, Verkehrsknotenpunkt. Ausgangsstelle für die Donauschiffahrt.

Im Donauhafen kamen 1950 3879 Schiffe an, die 175000 t Waren (Schwefelkies, Holz) donauaufwärts beförderten; 4050 Schiffe fuhren talwärts und verfrachteten 1149000 t Güter (vor allem deutsche Kohle nach Linz, Koks nach Jugoslawien, daneben Eisenschrott und Roheisen).

München (1950: 831000 E.): Eisenbahnstern. Eisenindustrie (Maschinenbau), Kunstgewerbe, Bierbrauereien. München ist auch Mittelpunkt künstlerischen und geistigen Lebens mit zahlreichen Museen, wundervollen Parks (Nymphenburg): Fremdenstadt.

Literatur:

Handbuch der geographischen Wissenschaft: Deutsches Reich, 2 Bde. Potsdam 1936/44 (verschiedene Autoren, u. a. H. Fehn, Th. Kraus, H. Schrepfer).

M. Nobs, Deutschland. Beiheft zu den Schweizer Realbogen, Nr. 7. Bern 1934.

O. Fahrer, Von deutscher Arbeit. Schweizer Realbogen Nr. 36.

Strom und See. Zeitschrift für Schifffahrt und Weltverkehr. Basel.

Geographisches Taschenbuch. Stuttgart 1949.

The Statesman's Yearbook. London 1950.

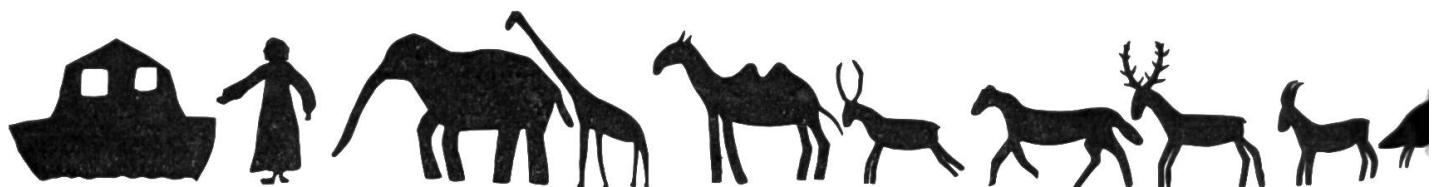
Deutsches Land in 111 Flugaufnahmen. Die Blauen Bücher. Leipzig 1933 (sehr gute Abbildungen).

Atlas = Schweizerischer Sekundarschulatlas. 5. Auflage 1950.

Erfahrungsaustausch

Der Briefkasten

Viele Lehrer haben im Schulzimmer einen Briefkasten, worein die Schüler alle möglichen Vorschläge und Anfragen legen. Da es sich oft um Dinge handelt, die sofort erledigt werden sollten, muss der Kasten täglich geleert werden. – Einfacher ist es, wenn wir die Schüler dazu anhalten, solche Briefe durch den Schlitz zwischen Tischblatt und Schublade des Lehrerschreibtisches zu schieben. Diese Schublade öffnen wir ohnehin jeden Tag. So sehen wir sofort, ob etwas eingegangen ist, und vergessen nichts.



Die Gemeinschaftsarbeit des Monats Von Jakob Menzi

(Siehe auch die vorausgegangenen Hefte dieses Jahrganges.)

Die Arche Noah

Wenn die Spätherbststagen vom Himmel strömen und die Natur sich allmählich zum Winterschlaf vorbereitet, wenden wir uns im Unterricht gern einmal von der Natur ab, um uns einem mehr besinnlichen Thema zu widmen. Die Erlebnisse von kleineren und grösseren Überschwemmungen stellen uns vielleicht auch ungewollt einmal vor die Frage: Was würde wohl geschehen, wenn es nun wochen- oder gar monatelang so weiterregnete? Damit ist die Bereitschaft für die biblische Erzählung von der Sintflut geschaffen.

Wie wir die Sache mit den Schülern darstellen wollen, hängt einmal von deren Alter ab, aber auch von der Art der Techniken, mit denen die Klasse schon vertraut ist, und schliesslich von der Zeit, die wir dafür opfern können und wollen.

Am eindrücklichsten wäre es natürlich, wenn wir die Arche samt allem Zubehör plastisch darstellen könnten. Vielleicht bastelt eine Bubengruppe oder auch ein einzelner Schüler unter Mithilfe eines älteren Bruders oder gar des Vaters (es gibt noch solche Väter!) das Schiff. Für die Klasse würde dann die sicher nicht weniger wichtige Arbeit darin bestehen, diese Arche zu bevölkern mit Noah und seinen Tieren. Diese können aus Plastilin, Ton, Draht, Papierstreifen, Holz und anderem Bastelmaterial hergestellt werden. (Anleitung hiefür in meinem Aufsatz «Wir zeichnen und formen Tiere», Februarheft 1939 der Neuen Schulpraxis, oder im Buch «Spielzeug aus eigener Hand» von Fritz Brunner, Verlag des Pestalozzianums, Zürich.)

Eine andere Darstellungsmöglichkeit bietet der Wandteppich. Ein Stück blaugefärbte Jute oder vielleicht gar Filz bildet den Grund (Meer). Aus allerlei Filz- oder Stoffrestchen (vorwiegend gelbe, braune und schwarze Töne) schneiden wir nun die Arche und die verschiedenen Tiere aus und gruppieren sie auf dem Grund. Dabei berücksichtigen wir die Arbeiten aller Kinder, denn es soll ja eine Gemeinschaftsarbeit werden. Ungeschickte Schüler schneiden vielleicht einige Sterne für den Himmel oder die Blätter für den Ölbaum, von dem die Taube das erste Blatt brachte. Nachdem die Auswahl getroffen und die Einzelteile richtig geordnet sind, kleben wir diese mit Pelikanol oder einem andern geeigneten Klebstoff auf den Grund. (Einzelheiten über die Herstellung eines Wandteppichs sind zu finden in der Gemeinschaftsarbeit des Märzheftes 1951 der Neuen Schulpraxis: «Ein Wandteppich».)

Eine weitere Möglichkeit, das Thema als Gemeinschaftsarbeit darzustellen, ist der Wandfries. Die Abbildung zeigt die Arbeiten einer 3. und 4. Klasse, aus Schwarzpapier geschnitten. Die Tiere wurden hier nach der Grösse geordnet; sie können aber auch bunt durcheinander gewürfelt werden. Die ausgewählten Schnitte wurden auf Zeichenblätter aufgezogen und zu einem Fries zusammengestellt. Natürlich verwendeten wir auch hier Arbeiten von allen Schülern. (Der Fries ist nicht vollständig wiedergegeben.) Für schwächere Schüler eignen sich niedere Tiere, wie Schnecke, Schlange u. a., aber auch Tiere mit besonders leicht darzustellenden Besonderheiten, wie Elefant, Giraffe usw.



Diese letzte Darstellungsart ist die anspruchsloseste; sie bietet auch in den einfachsten Verhältnissen keine besonderen Schwierigkeiten. Trotzdem ist sie als Gemeinschaftsarbeit ebensogut geeignet wie die weiter oben geschilderten Arbeiten.

Der Geheimbrief

Eine Übung im Umformen von Sätzen

Von Theo Marthaler

Wer den Schülern vorschlägt, einen Geheimbrief zu schreiben, ist ihrer freudigen Mitarbeit sicher. Eine kurze Vorbesprechung zeigt, warum und bei welchen Gelegenheiten Geheimbriefe geschrieben werden. Die Schüler wissen auch von allerhand Geheimschriften zu berichten.

Eine Geheimmeldung ist um so besser, je harmloser sie aussieht. Wo Absender und Empfänger vorher einen Schlüssel vereinbaren können, eignen sich Privatbriefe besonders gut zum Unterbringen einer geheimen Botschaft.

Die Meldung soll möglichst kurz sein. Hier ist Telegrammstil angebracht. Jeder Schüler wählt selbständig; der Lehrer kontrolliert aber die Meldungen, bevor der Brief geschrieben wird, damit er allfällige Taktlosigkeiten ausmerzen kann.

Als Schlüssel wird vereinbart, dass nur die Wörter einer bestimmten Einmaleinsreihe gültig sind, zum Beispiel jedes siebente oder jedes achte Wort. Die Aufgabe wird um so schwieriger, je kleiner die Abstände gewählt werden, unter fünf ist sie fast unmöglich. Ziffern zählen ebenfalls; Wörter, die durch Apostroph zusammengezogen sind (ist's), zählen als ein Wort. Datum und Briefschluss gelten normalerweise nicht.

Gehen wir nun an den Brief selbst! An einem Beispiel zeigen wir den Schülern die Arbeitstechnik. Wir numerieren die Zeilen und schreiben die Meldung unter die vereinbarte Ziffer. Dann handelt es sich darum, einen möglichst natürlichen, einheitlichen Text (mit Bleistift) auf die übrigen Zeilen zu schreiben, so dass sich die gegebenen Wörter ungezwungen einfügen. Kein Wort darf zuviel, keines zuwenig sein. Diese Aufgabe bereitet vielen Schülern grosse Schwierigkeiten. Sie erfordert eine gewisse Sicherheit und vor allem eine grosse Beweglichkeit im Satzbau. Aber die Schüler sind mit Eifer dabei. Auf geradezu spielerische Weise üben sie sich ernsthaft im Umformen von Texten und Sätzen. Darum geht es dem Lehrer.

- | | | | | |
|-----------|-----------|----------|--------|--------|
| 1. Liebe | ich | Anneli | reicht | es |
| 2. Elsa, | Deinen | muss | fast | kommt, |
| 3. mit | lieben | operiert | nicht | wie |
| 4. viel | Brief | werden. | mehr | es |
| 5. Freude | erhalten. | Unser | dazu. | muss. |
| 6. Habe | das | Geld | nun, | |

NB. Jedes sechste Wort gilt. Man liest die Kolonnen von oben nach unten und von links nach rechts. Gross- und Kleinschreibung spielen keine Rolle.

Die Schüler lesen diesen Entwurf ihren Kameraden vor. Alle Briefe ohne logischen Zusammenhang erscheinen verdächtig und werden zurückgewiesen.

(Niemand würde in einem gewöhnlichen Brief zum Beispiel schreiben: Maxens Hund wurde getötet. Darum heilt die Krankheit schlecht.) Verdächtig wirken ungewöhnlich viele Zeit- oder Ortsangaben; verdächtig tönt: Das konnte gut geschmuggelt werden. – Ich muss es weitermelden.

Darauf können die Briefe ins reine geschrieben werden. Um die Korrektur zu erleichtern, unterstreichen die Schüler die Wörter der Meldung im Brief. – Hier noch zwei Lösungen von dreizehnjährigen Schülern:

Zürich, den . . .

Liebe Tante,

wahrscheinlich bringe ich Dein Geld nächstens schon zurück. Zwei gute Photos mit drolligen Nachrichten Deiner Enkel dazu!

Herzlich grüsst Dich
Deine Nichte Vreni.

Meldung: Bringe nächstens gute Nachrichten.

Schlüssel: Jedes vierte Wort gilt, ausser Datum und Schluss.

*

Lieber Freund,

wie geht es Dir? Uns geht's gut. Komme doch bald wieder einmal zu uns!
Von Donnerstag bis heute hütete ich das Bett. Jetzt geht es besser. Vorgestern nacht kam Berta nicht zum Schlafen; sie machte mir Umschläge. Zu Weihnachten bekam ich von ihr die Schuhe, die ich mir schon lange gewünscht.

Ich grüsse Dich herzlich.

Zürich, den . . .

Dein Freund Richard

Meldung: Komme heute nacht zu mir! Richard.

Schlüssel: Jedes zehnte Wort gilt.

Vom Himmel hoch . . .

Es Wienachtsspiil für di Chline

Von Max Hänsenberger

Das Spiel beginnt mit dem Lied: O du fröhliche . . .

Erzeller: Gott grüezi au, ir liebe Lüt,
es freut üs, dass er cho sind hüt.
Was mer eu zeiged, isch nöd vil,
nu e chlis, eifachs Wienachtsspiil.
Die Gschicht isch alt, doch s Spiil isch neu,
mer hoffed gern, es gfalli eu.
(Zeigt auf die Bühne.)
Mer gseend do grad zum Himmel y,
de Petrus, s Wienachtschind und d Engeli.

1. Bild

Im Himmel. Hintergrund Sterne. Rechts vorne ein kleines Tischlein.

Personen: Petrus, Wienachtschind, zwei Engeli.

Petrus: So, Engeli, tüend er scho wider ruebe,
ir müend nöd al uf d Erden abe luege.
Die Sternli do heissts rybe jetz,
dass s lüchte tüend de Wält wie lätz.

De Wienachtsstern mues bsonders schyne,
de grosse Lüt und au de chlyne.
Die Lüt do un händ Chrieg und Stryt,
im Herze händs no Hass und Gyt.
Wenn s Wienachtschind nöd wär gebore,
so wär die Wält scho lang verlore.
Jetz fanged a und henked y,
i ghöre` Schritt – wer mag das sy?

Wienachtschind: Es isch glaub Zit, dass i jetz chum,
scho wider isch es Jöörli um.
Doch han i fascht kei Zit zum Prichte,
i mues jo mini Sache richte.
I mues jo bald uf d Erde goo,
so werded d Mensche wider froo.
Sankt Peter, chasch mer grad no d Schachtle hole,
so chan i d Stern und d Chugle mole.
De Liebgott hät drum zuemer gseit,
i jedes Hus werd denn es Liechtli treit.

Petrus: Die Schachtle lyt döt scho parat,
verschlag denn nüt, es wär suscht schad.
Doch los i jetze di grad mache,
i hoff, es gäb vil schöni Sache.
D Himmelstür mach i jetz zue,
so händ er bi der Arbet Rue.
Sind er fertig, tüend er rüefe,
so chan i euri Arbet prüefe. (Ab.)

Beidi Engeli: De Petrus, dä cha ruig go,
mer mached üsi Arbet scho.

(Die Engelchen beginnen die Sternlein mit einem Tüchlein zu glänzen. Das Weihnachtskind setzt sich ans Tischlein und beginnt die Kugeln zu bemalen.)

Wienachtschind: Wömmer nöd es Liedli singe,
das würd üs doch i Stimmig bringe!

Lied: Alle Jahre wieder kommt das Christuskind . . .

1. Engel: Wienachtschind, i möcht gern öppis frooge,
scho lang tuet mi de Gwunder plooge:
Es nämt mi wunder, was für Lüt,
dass s dunen uf der Erde git?

2. Engel: Gosch du dunen uf de Wält,
bloss zun Lüte mit vil Gäld?
Oder tuesch di arme Lüt au bsueche
und die säbe, wo tüend flueche?

Wienachtschind: De Liebgott schickt mi doch uf d Erde,
dass ali söled glückli werde.
Drum goni denn zu rich und arm,
dass ali Herzli werded warm.
Dass s nöd vergessend Jesus Chrischt,
wo iren gross Erlöser ischt.

- 1. Engel:** Em liebschte möcht i halt emole,
dür d Wolke güggsle, ganz verstole,
luege wie d gosch vo Hus zu Hus,
d Strossen y und d Strossen us.
- Wienachtschind:** Du muesch mer nüme witer prichte,
das loot sich schliessli scho yrichte.
So lueged halt i dere Nacht,
wenn i uf Erde Bsüechli mach.
Döt i säbem Städtli une (Zeigt auf die Erde hinunter.)
han i allerhand no zrume.
En Gyzhals woont döt ime Hus,
es Härz hät dä, es isch e Grus.
Scho s letscht Joor han em wöle
vom Heiland vil verzele.
Doch sinnet er halt immer noo,
wien er mee zu Gäld schön cho.
- 2. Engel:** Do bin i gspannt, wies das Joor goot,
öb er dich wider dosse loot.
- 1. Engel:** Gäld alei, das bringt kei Säge,
Rychtum tuet im Himmel gär nüt wäge.
- Wienachtschind:** I säbem Hus döt mit em rote Dach,
woned armi Lüt, es isch e Sach.
Doch jedes Joor bin i willkomm,
wenn ich i säb chli Stübli chomm.
Und jetze mues i zemerume,
i dörf mi nüme länger sume.
So lueged denn, wies dune goot,
öb mich de Gyzhals ineloot.
Uf jede Fall, bi säbnen Arme,
chönd ir eu freue und verwarme.
- Petrus:** Potz tusig häsch du schöni Sache gmacht,
und glänze tuets, es isch e Pracht.
Doch tue di nüme länger sume,
es hät jetz grad kei Wölkli ume,
flüg abe uf di dunkel Wält,
dass s i de Härze wider hellt. (Wienachtschind ab.)
- Beidi Engeli:** Sankt Peter, dörfed mer i diner Chammer
abeluegen uf de Erdejammer?
- Petrus:** Minetwäge, chömed halt,
aber s isch denn zimli chalt.
Und dass er denn a mine Sache
jo nüt tüend dranumemache! (Alle ab.)
- Lied: Ihr Kinderlein kommt . . .**
- Erzeller:** So isch denn s Wienachtschindli abegfloge,
und hät bin Lüte klopfed a de Stobe.
Als armi Frau, als arme Maa
hät s Wienachtschind sich kleidet gha.

So häts denn ebe wöle gschaue,
wer uf de Herrgott no tuet baue.
Jetz chunts denn grad als arme Maa
dört bim Hus vom Gyzhals a.
Dä hät do grad sin Hufe Gäld
hinderschi und fürschi zelt.

2. Bild

Personen: Geizhals, armer Mann.

Der Geizhals sitzt an einem Tischlein und wühlt im Geld. Das Christkind kommt zu ihm in Gestalt eines armen Mannes.

- Gyzhals:** Es git halt doch uf dere Wält
nüt Schöners als en Hufe Gäld.
Gäld, Gäld, isch das jetz au es Läbe,
bi mer, do gits halt nüt vergäbe.
S Gäld, das loot mer gär kei Rue,
al Tag mues halt no me dezue.
Menge Bettler häts scho gwoget
und hät mi umen Batze gfroget.
Doch au i de gröschte Not
gib i keim es Stückli Brot.
Das Bettelvolk, das cha jo schaffe,
statt umestoo und umegaffe.
(Es klopft.)
I glaube, i ha chlopfe ghört,
es nimt mi wunder, wer jetz stört.
- Arme Maa:** Gott grüezi Herr, es ischt scho spoot,
doch bin i halt i grosser Not.
I ha no nüt Warms z esse gha
und weiss nöd won i schlofe cha.
- Gyzhals:** Für därigs lumpigs Bettelpack
han i halt kei Gäld im Sack.
Gönd nu wider dei zur Türe
und nemed Euri Beiner fürre.
- Arme Maa:** Händ doch au e chli Verbarme
und lönd mi wenigschtens verwarme.
- Gyzhals:** I has jetz gseit, es blybt deby,
i will elei do ine sy.
- Arme Maa:** Liebe Maa, es isch drum Wienacht hüt,
und i ha gmeint, denn gäbs nu gueti Lüt.
- Gyzhals:** Was weiss i scho, was Wienacht ischt.
- Arme Maa:** Was – Ir wüssed nüt vom Jesus Chrischt?
- Gyzhals:** Ir fröged mi denn scho no gspässig,
Ir mached mi bis zletscht ganz hässig.
De Jesus Chrischt han i no nie atroffe,
zu mer is Hus ischt er no gar nie gloffe.
- Arme Maa:** De Jesus Chrischt, dä chunt fürwoor,
vom Himmel abe, Joor für Joor.

D Mensche wil er jo vo alem Böse
uf dere schlimme Wält erlöse.
Als König isch r uf d Erde cho
ime Chripli, uf em Stroo.

Gyzhals: En König – ime Chripli drin –
Ir sind jo glaub nöd rächt bi Sinn.
En König hät doch en Palascht
und vorneem Herre sind nu z Gascht.

Arme Maa: Das isch en andere König gsii,
oni Schloss und Gäld und Wy.
Sis Rych isch voneren andere Wält,
und Gold und Silber händ nüt zelt.
De Jesus Chrischt, dä isch geboore,
dass üsi Wält nöd gäng verloore.
Dass ali Mensche, gross und chly,
söled zeme lieber sy.

Gyzhals: Ir chönd verzele, was Er wönd,
doch lieber isch mer, wenn Er gönd.
Ir müend mi nüme witer leere,
mit sottigem König tuen i nöd vercheere.

Arme Maa: Also denn, Verbarme händ er kei,
doch es Härz, i glaub vo Stei.
Denn wil i wider witors go,
doch eis Wort aber losed no:
Für was händ Er de Gäldsack vole,
wenn Eu emol de Tod tuet hole? (Ab.)

Gyzhals: Euers Mul isch denn scho frech und gross,
jetz lon i denn de Hund no los.
(Steht auf und nimmt das Geld zusammen.)
Mis Gäld versorg i jetz, jawole,
suscht wirds mer denn am End no gstile. (Ab.)

Lied: O hüt hämer Wienacht . . .

Erzeller: De Herrgott tuet halt vilne Lüte
uf Erde nüme vil bedüte.
Doch glaubeds noo, de Gyzhals denkt no dra,
a die Wort vom arme Maa.
S Wienachtschind isch do zum nöchschte Hus.
Wie gseets ächt au i sábne Härzen us?
S Chrischtchindli hät derwile ghandlet,
sich in en armi Frau verwandlet.
Mer wönd jetz luege wies döt stoot,
mer hoffed, dass s em besser goot.

3. Bild

Vater, Mutter und zwei Kinder sitzen am Weihnachtsabend in der Stube. Doch auf dem Tischlein steht kein Weihnachtsbaum, und Geschenklein sind auch keine da. Die Kinder sitzen am Boden und spielen, Vater und Mutter am Tisch.

1. Chind: Muetter, i de Stoben isch es nüme warm,
warum sind mer denn au so arm?

- Und esse möcht i no e ganzes Brot,
o jemine, isch das e Not.
- Muetter:** Los Maiteli, mer wönd nöd chlage,
emole wirds bi üs au tage.
I weiss, mer händ kei Brot und händ kei Gäld,
doch gits no ärmer Lüt uf dere Wält.
- Vatter:** Wenn i denn wider Arbet ha,
denn wirds scho wider fürschi ga.
De Herrgott tuet üs nöd vergesse
und git üs sicher wider z esse.
- 2. Chind:** Kei Tannebäumli stoot uf üsem Tisch,
me merkt gär nöd, dass Wienacht isch.
D Gschenkli chönt i no verschmerze,
aber d Chugle und die Cherze . . .
- Muetter:** De Vatter tät eu gärn es Bäumli schenke.
Doch chömmer au esoo an Heiland denke.
- Vatter:** Mer chönted au es Liedli singe
und d Wienacht so i d Stobe bringe.
- Beidi Chind:** Mer chönd e schöni Wienachtswys,
es tönt ganz fi und zart und lys.
- Vatter:** Also Chinder, stimmmed a,
vilicht, dass i das Lied au cha.
- Lied:** Es ist ein Ros entsprungen . . .
(Gegen den Schluss des Liedleins klopft es an die Türe.)
- 1. Chind:** Muetter, s hät öpper klopfed dusse.
- Muetter:** Wer ischt ächt no so spot verusse?
- Vatter:** I will go luege, wer no chunt,
zu dere spoten Obedstund.
- Armi Frau:** Gueten Obig, liebi Lüt,
i chume halt au gär vo wit.
Gär mengi Stund bin i scho gloffe,
doch niene isch es Hus me offe.
Bi Eu han i no gsee en Schy,
do han i denkt, do gosch halt hy.
- Muetter:** Gueten Obig, armi Frau,
so säged denn, was wönd er au?
- Armi Frau:** I bi so arm und lyde Noot,
i wär scho zfride ame Stückli Brot.
Und frooge han i wölen Eu,
öb ich chönt schlöfen ufem Heu.
- Vatter:** Gärn wött i Eu rächt z esse ge;
doch hämmer sälber gär nüt me.
Mini Frau chönt aber luege,
öbs no Platz hät för zum Ruebe.
- 1. Chind:** I gib mis Bett scho dere Frau
i ha jo no en Sack mit Strau.

- 2. Chind:** I mag de Frau mis Bett au gune,
i schlofe gärn am Boden une.
- Armi Frau:** Ir liebe Chind, wie sind er guet,
das git mer Glaube und frische Muet.
- Muetter:** Wenn i morn de Nochbur gseene,
denn wil em echli Brot vertleene.
Ir händ Hunger, i gseen is a,
doch wömmmer jetz i d Chammer ga.
- Armi Frau:** De Liebgott sölls Eu tusigfältig loone,
dass ich i däre Nacht bi Eu cha woone.
- Vatter:** (Ist den Strohsack holen gegangen und bringt ihn.)
De Strausack isch jo weich und voll,
jetz beted still und schlofed wol.

Lied: I ghören es Glöggli . . .

(Während die Kinder in der Stube schlafen und träumen, erscheint das Weihnachtskind und ruft den Engelein im Himmel.)

Wienachtschind: Ir Engel, chönd vom Himmel abe,
und bringed dene Chind vil Gabe.
Si händ jetz grad en schöne Traum,
bringed au en Wienachtsbaum.
Ir Engel chömed, chömed gschwind
zu dene arme, bleiche Chind.

Lied: Vom Himmel hoch . . .

- 1. Engel:** Pst – Wienachtschind, mer sind scho do,
de Petrus hät üs schnell lo go.
Do wäred d Päckli, en Hufe Sache,
Die Chinde wered grossi Auge mache!
- 2. Engel:** I bringe do de Wienachtsbaum,
nei lueg, wie sind die Chind so schö im Traum.

Wienachtschind: Jetz zündet schnell no d Cherzli a,
die Chinder wered sicher Freud dra ha.
(Zünden die Kerzlein an.)

Lied: 1. Strophe von «Stille Nacht . . .»

- 1. Engel:** Und sind die Lüt au grüsli arm,
i irne Härze isch es warm.
- 2. Engel:** O möcht doch vo dem helle Schy,
es Liechtli au zum Gyzhals hy.

Wienachtschind: Wenn Liecht um Liechtli z brenne chunt,
gits wider Friid im Völkerrund.
O möcht das Liecht doch überall fro,
i däre dunkle Wält, vo Härz zu Härze go.

Lied: 2. und 3. Strophe von «Stille Nacht . . .»

Einige Hinweise für die Bühnenaufmachung und für die Kostüme

1. Bühnenaufmachung

Seit einigen Jahren haben wir eine eigene Bühne. Anfänglich überliess uns ein Wirt zwei grosse, lange Tische aus seiner Gartenwirtschaft. Wir stellten sie

hintereinander und erhielten so eine schöne Bühne. Nun sind wir «unabhängig», indem uns jetzt zwei grosse Holzroste, die sonst eine Terrasse bedecken, eine prächtige Bühne geben. Als Hintergrund dient uns ein ehemaliges Verdunklungspapier, das wir mit Gold- und Silbersternen geschmückt haben. Zu beiden Seiten der Bühne haben wir aus Dachlatten, die wir geschenkt erhielten, Abschlüsse gezimmert. Dadurch gab es links und rechts der Bühne Platz, wo sich die Spieler jeweils bereitstellen können. Fast wie im grossen Theater! Es ist aber nicht nötig, dass eine solche Bühne erstellt wird. Der Platz vor der Wandtafel erfüllt bestimmt den Zweck ebenfalls.

2. Kostüme

Die Beschaffung der Kostüme bereitet mir nie Sorge. Gemeinsam beraten wir in der Schule, wie diese oder jene Gestalt etwa gekleidet werden könnte. Nachher bestürmen die Kinder ihre Mutter daheim, und es ist für mich jedesmal eine Freude, zu erleben, wie die Eltern ebenfalls von der Theaterbegeisterung der Schüler angesteckt werden und in Kisten und Truhen bereitwillig nach passenden Kleidungsstücken suchen.

Hier sei berichtet, wie meine Schüler in diesem Spiel aussahen:

Der Erzähler brauchte kein Kostüm. Petrus trug einen langen, bunten Bademantel, den er mit einer Goldschnur zusammengebunden hatte. An der Schnur baumelten allerlei aus Halbkarton ausgeschnittene Schlüssel. Das Weihnachtskind und die Engel hatten ihre weissen oder hellblauen Nachhemden angezogen und trugen auf dem Kopf ein Krönlein mit einem Stern. Die Haare liessen die Mädchen offen herabhängen. Der Geizhals trug eine blaue Bauernjacke und eine Perücke, die uns ein Coiffeur einmal verehrt hatte. Der arme Mann und der Vater steckten in abgetragenen Kleidern des Vaters. Der arme Mann stützte sich auf einen langen Stock und trug einen Hut. Die Mutter hatte die Zöpfe zu einem «Ribel» aufgebunden und trug einen langen Rock, eine Bluse und eine Schürze. Die arme Frau war ähnlich gekleidet und hatte ein Kopftuch umgebunden. Die Kinder trugen geflickte Kleider.

Die angeführten Lieder sind im Schweizer Singbuch, Unterstufe und Mittelstufe, zu finden. Einzig das Lied «O hüt hämmer Wienacht» ist aus dem Heft «Gross isch gross und mir sind chly» von Walter Schmid (Selbstverlag: Ekkehardstr. 2, St.Gallen).

Schüler bearbeiten Metallfolien Von Heinrich Pfenninger

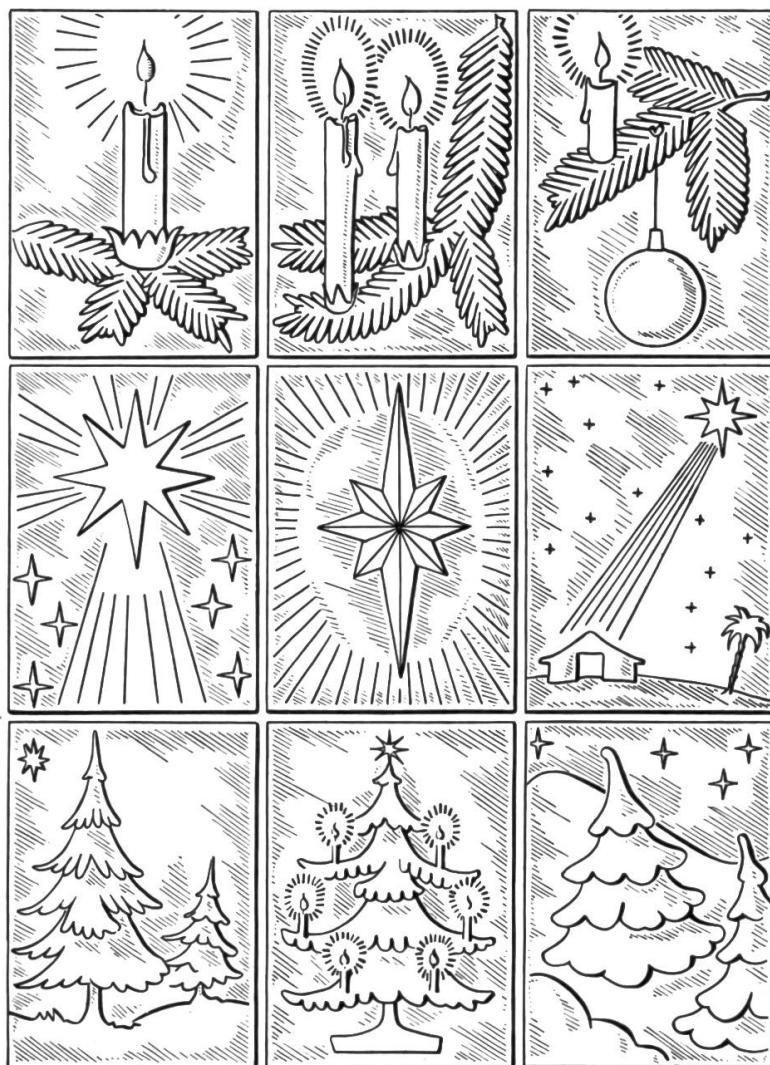
Seit einigen Jahren führen die Papeterien einen ansprechenden neuen Bastel-Werkstoff: die farbige Metallfolie. Dünne ein-, meist aber beidseitig gefärbte Aluminiumbleche gelangen in der Grösse von 45×70 cm in den Handel*. Die verhältnismässig grossen Folienblätter lassen sich mit einer Schere wie Halbkarton leicht in arbeitsgrosse Stücke zerschneiden. Der festliche Glanz des Materials erinnert irgendwie an Christbaumschmuck. Die Verwendung dieser Folien in der Vorweihnachtszeit liegt darum nahe. Den Schüler dünkt es verlockend, mit diesen blanken Blechen zu werken. Sofern wir ihm Gelegenheit

* Bezugsstelle, falls am Ort nicht erhältlich: Verlag Franz Schubiger, Winterthur.

geben, bei der Bearbeitung der Folien seine zeichnerischen Kräfte zu üben, lässt sich die Verwendung dieses Werkstoffes in den Zeichenstunden sehr wohl rechtfertigen. Nachstehend sollen zwei verschiedene Bearbeitungsarten vorgeschlagen werden, die mindestens von Schülern der Mittel- und Oberstufe mühelos erlernt werden können.

A. Erhabene Zeichnungen

Material: hellfarbige Metallfolie, silber-, gold- oder kupferfarben. Jeder Schüler erhält ein rechteckiges Teilstück von $9 \times 6,5$ cm. Ein Bogen reicht dann für etwa 50 Schüler. Hiezu je ein Entwurfsblatt, dünnes Papier (ungefähr in Zeitungspapierstärke) von 10×30 cm Grösse. Auf diesen Streifen kann der Schüler die Form des Metallabschnittes mehrmals nebeneinander nachskizzieren. Dann versucht er, einen solchen Rechteckraum mit einem weihnachtlichen Inhalt zeichnerisch anzufüllen. Die Klasse zählt zuvor passende Themen auf: Kerzen auf Tannenzweig, Sterne, Tannen, Hütte auf Feld usw. Die ersten Skizzenversuche werden gemeinsam miteinander verglichen. Es zeigen sich deutlich Kompositionsmängel: der Inhalt ist zaghaft in die untere Raumhälfte gepresst; die Darstellungen sind zu winzig und wirken zu lose verstreut; es wurde ringsum viel Leerraum gelassen – kurz: die Verteilung lässt vielerorts noch zu wünschen übrig. Die nächsten Versuche, in den Nachbarfeldern, sind der Verbesserung der Komposition gewidmet; auch das Thema darf nach Gutdünken gewechselt werden. In gemeinsamer Beratung wird schliesslich aus jeder Skizzenreihe der tauglichste Versuch als zur Ausführung geeignet bezeichnet. Nun beginnt die Übertragung der Zeichnung

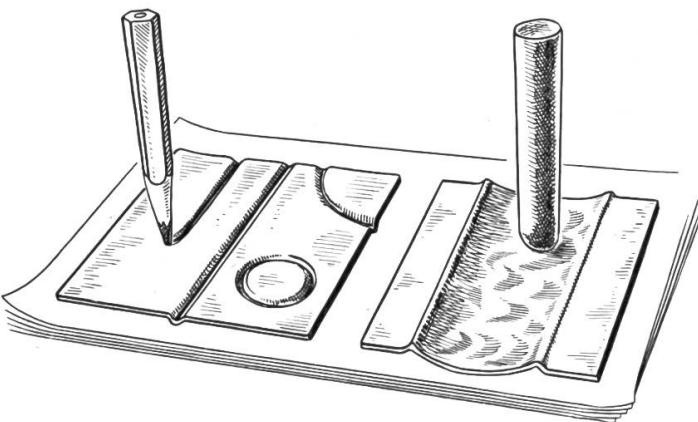


aufs Metall. Auf die Folie selber liesse sich nicht leicht zeichnen; es bedürfte hiezu besonderer Fettstifte. Wir wählen darum die leichtere Form der Übertragung. Die gewünschte Zeichnung wird genau auf das Folienstück gelegt (gegen das Licht halten); die restlichen Teile des Papierstreifens schneiden wir aber nicht weg, sondern schlagen sie hinten um das Blech. Geschieht dies ringsherum, kann sich nachher die Folie bei der Übertragung der Zeichnung nicht mehr verschieben. Während dieser sollte das Blech auf einer weichen

Unterlage ruhen. Wir teilen alte Zeitungen oder Bogen weichen Pflanzenpresspapiers aus. Dann fährt der Schüler mit einem stumpfen Bleistift kräftig allen skizzierten Linien nach; er gräbt damit seine Bildidee durchs Skizzenblatt hindurch ins Metallblatt ein. Wer verhindern möchte, dass Schüler ihre Skizzen nur lückenhaft übertragen (weil sie mitunter die Übersicht verlieren könnten, was durchgepaust sei und was noch nicht), kann die Entwürfe mit einem dunklen Farbstift ausführen lassen. Später deckt dann der schwarze Bleistiftstrich nach und nach den ganzen farbigen Entwurf zu; die Arbeitskontrolle ist erleichtert.

Jetzt wickelt der Schüler das Metallblatt aus seiner Umhüllung. Möglicherweise ist er ob dem sichtbaren Resultat seiner bisherigen Mühen etwas enttäuscht. Zwar kann man das Durchgepauste im Metallgrund erkennen, doch keinesfalls so deutlich wie erwartet. Es gilt nun, sämtlichen Linien mit kräftigem Druck (wieder stumpfer Stift) nachzufahren. Dank dem weichen Grunde (Unterlage) senken sich jetzt die Linien klar und deutlich ein. Hingegen dürfte sich das Folienblatt selber zu werfen beginnen; es verliert seine ursprüngliche glatte Form. Dies will aber gar nichts bedeuten; es wird sie bald (nämlich beim nächsten Arbeitsgang) zurückbekommen. Wir möchten ja unsere Zeichnungen zuletzt erhalten, d. h. plastisch, vor uns sehen. Dieses Herausheben aus der Fläche geschieht nun von der Hinterseite der Folie her. Wir wenden also das Blatt (immer noch auf der weichen Unterlage) um. Das Heben der Bildteile wird vom Arbeitenden aus gesehen zum Vertiefen. Wir verwenden als Werkzeug einen möglichst stumpfen Gegenstand, z. B. das hintere Ende eines dicken Federhalters, einen mit Feile und Glaspapier abgerundeten Stab oder einen der zahlreichen Bleistiftschützer, die nichts anderes als eine abgerundete Kappe darstellen. Mit diesem Werkzeug treiben wir nun zwischen den Umrisslinien alle grösseren Bildteile heraus. Schmale Flächen (Tannadeln, zarte Ästchen usw.) werden mit Hilfe des (stumpfen) Stifts erhöht. Während dieser Arbeit gewinnt nun das Folienblatt seine flache Form zurück; einzig die Bildteile treten deutlich plastisch aus dem Grund hervor.

Es wurde keineswegs geplant, mit dieser Arbeit irgendeinen nützlichen Gebrauchsgegenstand, etwa ein kleines Festgeschenk oder dgl. zu schaffen. Es sollte ein reines Übungsstück werden. Trotzdem vertiefen sich viele Schüler mit grösstem Eifer in diese Aufgabe. Sie kommt vielen nämlich auf eine besondere Art entgegen. Wir haben schon oft feststellen können, dass sich zeichnerisch nicht unbegabte Schüler mitunter eifrig und trotzdem mit wenig Erfolg bemühen, ihrer Zeichnung Plastik zu verleihen. Das Herausmodellieren einer gezeichneten Form erfordert eben über das darstellende Umreissen eines Gegenstandes ein weiteres zusätzliches Können, das dem Zeichnenden nicht selten abgeht. Weil die Folie nun aber Werkversuche erlaubt, die in den Bereich des Plastischen, wenigstens in das Gebiet des Flachreliefs, gehen, erfüllen sich dem Formenden plötzlich längst gehegte Wünsche. Wenn ein sonst





Erhabene Zeichnungen in Metallfolie (5. Schuljahr)

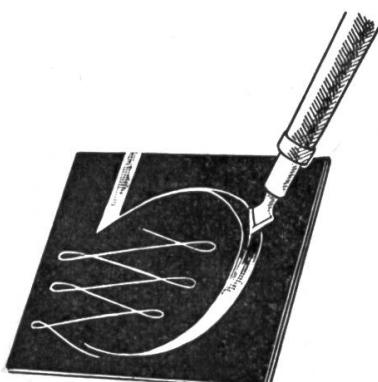
Stiller sich hier zum rotbackigen Schaffer wandelt, ist zu vermuten, dass er zu jener Gruppe gehört, die nun eine schon längst erhoffte Gelegenheit gefunden hat, ihren Formwillen deutlich sichtbar zu machen.

B. Eingegrabene Zeichnungen

Material: dunkelfarbige Folie, grün, blau oder rot. Pro Schüler je ein Abschnitt $6 \times 6,5$ cm und $6 \times 8,5$ cm. Ein Bogen Folie reicht für 33 Schüler. Als Unterlage je ein fester Karton von beliebiger Grösse, notfalls alte Schulbücher.

Prinzip der Technik: Der farbige Überzug der Aluminiumfolie lässt sich wegkratzen; dann hebt sich der metallene Strich silberglänzend von der stark-farbigen Fläche ab.

Zu beiden Folienabschnitten werden (wie beim vorausgegangenen Versuch) Skizzen in gewünschter Grösse auf dünnem Papier angefertigt. Die Übertragung auf die Folie geschieht auf ähnliche Art wie dort. Hingegen wird auf eine allzuweiche Unterlage verzichtet; ein Löschblatt (auf den Karton gelegt) genügt. Die Zeichnung soll auf der Folie nur angedeutet werden, nicht aber in diese eingegraben erscheinen.



Zum Ausschaben der Zeichnung eignen sich nur ausserordentlich harte, allenfalls spitze Werkzeuge. Besonders günstig sind die Radierfedern, die sich wie Schreibfedern in Federhalter einstecken lassen, im Grunde aber doppelt zugeschliffene Messerchen darstellen. Ferner eignen sich auch die Tif-Werkzeuge, die zu Linoleumschnitten verwendet werden, sofern es sich nicht um Hohlformen handelt. Wer sich mit «Hausmitteln» behelfen möchte, stelle Versuche an mit abgebrochenen Schreibfedern, Sackmesser-spitzen oder mit an Schleifsteinen zugespitzten Nägeln.



Die Linien werden nun sorgfältig aus dem Grund gekratzt bzw. geschabt. Das erste, kleinere Werkstück soll gegenständlichen Inhalt haben und Gelegenheit bieten, das Herausholen einer saubereren Linie erst einmal richtig zu lernen. Es braucht hiezu entschieden Geduld, denn der Überzug ist auf dem Aluminium solid aufgesetzt und lässt sich nur Strich um Strich entfernen. Es empfiehlt sich, dickere Linien den Rändern nach erst einzukratzen und danach mit kleinen Querkratzern die Linienbreite blank zu fegen.

Auf das grösste Folienstück wollen wir eine Figur einkratzen. Ein solcher Versuch erheischt bereits etwelche Geschicklichkeit in der Technik. Weil die Unterlage beim Schaben nicht nachgibt, bleibt die Folie auch nach längerer Arbeit noch völlig plan. Damit sie aber später nicht knittert, kann man sie auch auf ein zurechtgeschnittenes Stück Karton aufziehen. Es genügt, dass der Karton nach allen Seiten hin um die Kartondicke kleiner ist als das Blech. Dann kann man dieses darauflegen und nach allen vier Seiten hin über den Karton hinunterbiegen. Dieses Hinunterschlagen erreicht man am besten so: Man legt die Folie mit der Zeichnung nach unten auf ein Stück Packpapier, legt das Kartonstück auf die Folie, presst mit der linken Hand beide fest und zieht mit der rechten mit Hilfe des Packpapiers die Folie an den Rändern des Kartons hoch.

Die Arbeitsweise, eine Zeichnung durch Hervorholen eines andersfarbigen Grundes unter einer Deckschicht zu erstellen, erinnert den Schüler möglicherweise an einen früheren Versuch. Im Januarheft 1951 der Neuen Schulpraxis wurde auf Seite 26 nämlich angeregt, Muster der Sgraffitotechnik in Gips zu erstellen.

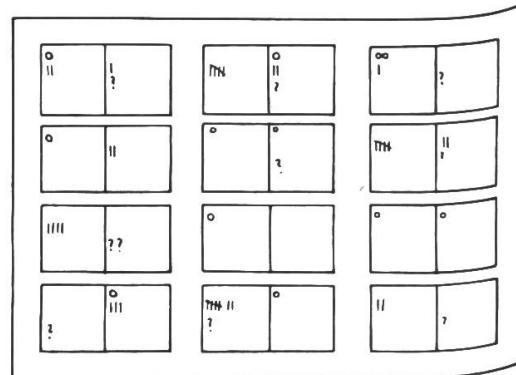
Was er dort vielleicht erkannt hat, wird er hier wieder erleben: Das behutsame Herausheben des Grundes reizt den Arbeitenden zu immer weiterer Verbesserung der Vorlage, nicht selten auch zu deren Bereicherung. Umgekehrt erfährt er, dass die Beschränkung auf reine Linienführung einen Zeichner von selbst zu grösster Klarheit in der Darstellung zwingt.

Kontrolle der Mitarbeit im mündlichen Unterricht

Von Arthur Hausmann

Schon lange suchte ich nach einem einfachen Hilfsmittel, das mir ermöglichen sollte, die Mitarbeit des einzelnen Schülers während des mündlichen Unterrichts festzuhalten. Lesenoten, Probearbeiten in den Realfächern usw. geben nämlich noch lange kein getreues Bild der geistigen Fähigkeiten unserer Kinder.

Die graphischen Aufzeichnungen eines Schulinspektors über die Mitarbeit der Schüler brachten mich auf den Gedanken, dieses System auch für die Notengebung zu verwenden. Die Sache ist einfach: in einem stummen Sitzplan werden gelegentlich alle Beiträge der einzelnen Schüler durch Zeichen festgehalten, z. B. gute Gedanken I, wertlose Gedanken o, Fragen ?. So ein Plänchen sah dann am Ende einer Stunde etwa so aus wie nebenstehend abgebildet.



Eigentlich wollte ich meine Notizen ganz unauffällig – «im geheimen» – anlegen, ohne dass die Klasse etwas davon merke. Ein Schlaukopf musste nun aber irgendwie Lunte gerochen haben. Eines Tages lag in unserem Fragekasten ein Zettel, der über die geheimnisvollen Runen um Auskunft bat. Nun, ich hatte keine Veranlassung, diese zu verweigern. Und dann erlebte ich die grösste Überraschung: die Mitarbeit im mündlichen Unterricht setzte in einem Masse ein, dass ich meine zweimal gesiebten Sechstklässler kaum mehr erkannte. Ich kam mit meinen Strichen, Kreislein und Fragezeichen nicht mehr mit und musste das System wesentlich vereinfachen, indem ich jeden Beitrag mit einem Pünktlein im betreffenden Feld belohnte. Jedes wollte etwas beisteuern, und auf unserm Sitzplan gab es fast keine weissen, «unerforschten» Flächen mehr. – Wir waren auf dem Weg zum Unterrichtsgespräch ein gutes Stück vorwärtsgedrungen.

Neue bücher

Robert Hänni, Vom Dachfirst zum Kilimandscharo. Wie dachdecker Artur Spöhel allein den Kibo bezwingt. 240 seiten mit bildern von H. Eggenberg, leinen fr. 14.05. Spatenverlag AG., Grenchen

Der verfasser versichert, dass es sich um wirkliche erlebnisse handelt, die er nach den erzählungen des jungen dachdeckers mit hervorragender einfühlung in südliches land und volk niedergeschrieben hat. Und wahrlich, er weiss oft von so seltsamen und wunderlichen geschehnissen zu erzählen, dass sie unmöglich bloss erfunden sein können. In diesem buch hat der verfasser eine vorzügliche spannende und abenteuerreiche geschichte geschaffen, die zu den besten jugendschriften gezählt werden darf. Ausser den merkwürdigen erlebnissen des jungen schweizers auf seiner langen reise zu lande und zu wasser schöpft der leser noch eine fülle wertvoller kenntnisse aus natur und menschenleben im schwarzen erdteil. Dass das beispiel von beharrlichkeit und zielbewusstem tun manchen knaben ein ansporn sein kann, ist auch hervorzuheben. In schöner, natürlicher und anschaulicher sprache entrollt sich das bild der ereignisse vor unserm innern auge und fesselt von der ersten bis zur letzten seite. Wir empfehlen das buch zur anschaffung für schülerbüchereien, und als gabe unter den weihnachtsbaum wird es nicht nur die jugend, sondern auch die grossen erfreuen. Bn.



Schultische, Stühle, Wandtafeln

usw. beziehen Sie vorteilhaft von
der Spezialfabrik für Schulmöbel

HUNZIKER SÖHNE, Thalwil

Telephon 92 09 13

Älteste Spezialfabrik der Branche in der Schwelz
Beratung und Kostenvoranschläge kostenlos



Wollen Sie mit Ihrer Klasse hübschen Weihnachtsschmuck selber herstellen?

Dann verwenden Sie **Metallfolien**

gold, silber, rot, blau, grün, kupfer
Format 45 x 70 cm Fr. 1.50

und als Vorlagen das Werkbuch
«Es glänzt und glitzert» Fr. 4.80

FRANZ SCHUBIGER, WINTERTHUR

Wir sind Ihnen dank-
bar, wenn Sie bei
Kolleginnen u. Kol-
legen für die Neue
Schulpraxis werben.



Bei der **Frutiger Holzspan-Industrie**
in **Ried-Frutigen** Tel. (033) 91783
können Sie auch dieses Jahr wieder
Spanschachteln, Spankörbe und Holzteller
beziehen. Bitte decken Sie sich jetzt ein
Ernst Bühler, Ried-Frutigen

Weihnachtsmusik

NEUERSCHEINUNG

Hausbüchlein für Weihnachten

24 Lieder für Singstimmen oder Blockflöten und Klavier herausgegeben von **Ernst Hörler** und **Rudolf Schoch**. Fr. 3.70

Dieses Heft enthält altes und neues weihnachtliches Liedgut in schlichter Form. Die Melodien überschreiten nirgends den Umfang der Kinderstimme und der Blockflöte. Die Texte sind den Liedern beigegeben.

Dazu erschienen

Hausbüchlein für Weihnachten

24 Lieder für Singstimmen oder Blockflöten allein Fr. 1.70
Dieses Melodieheft kann allein oder mit der Klavierausgabe zusammen benutzt werden. Es enthält ebenfalls die vollständigen Texte.

Für Klavier

IN DULCI JUBILO – Nun singet und seid froh. 43 Weihnachtslieder mit Text, für Klavier gesetzt von **Hans Oser**. Geschenkausgabe, 64 Seiten Fr. 5.75

Singet und klinget – Weihnachtliches Präludium und Lieder für Klavier von **Walter Rein** Fr. 2.90

Für Violine und Klavier

Musizierbüchlein für die Weihnacht herausgegeben von **Hans Oser**. Eine Sammlung von Weihnachtsweisen aus alter und neuer Zeit Fr. 4.40

Kinderlieder

SO SING UND SPIEL ICH GERN herausgegeben von **Rudolf Schoch**. Eine Sammlung von über 100 Kinder- und Volksliedern zum Singen und Spielen. Vierfarbig illustriert Fr. 5.20

Zu beziehen durch den Musikalienhandel sowie

Musikverlag zum Pelikan, Zürich

Bellerivestr. 22 Tel. 32 57 90

Ein spannender Fund

STEN BERGMAN

WAS ICH MIT TIEREN ERLEBTE

Hier schenkt uns ein schwedischer Forschungsreisender in jugendlich knapper Sprache, illustriert von vielen Photographien ein wahrhaft entzückendes Tierbuch, das bei jedem Tierfreund helle Begeisterung auslösen wird. Erstaunliche Erlebnisse.

148 Seiten

Geb. Fr. 9.80

BENZIGER
Einsiedeln

VERLAG
Zürich



BLOCKFLÖTEN



H. C. FEHR, THEATERSTR. 10, CORSO, ZÜRICH 1



Der Wölflispitzer das Ei des Kolumbus

Immer scharf, verursacht weder Geräusch, Geläuf noch Unordnung

Spitzt jede dicke Blei- und Farbstift, Kreide, Kohle, Griffel und Minen ohne die Spitze abzubrechen.

Der beste und sparsamste Spitzer, der auch die Wünsche der Zeichenlehrer erfüllt. Stückpreis für Schulen Fr. 1.50. Erhältlich durch

W. Wolff, Langnau a. A. Tel. (051) 92 33 02

DIE SCHWEIZERFEDER DES
SCHWEIZERSCHÜLERS

101 EF
101 F

LAUSANNE SCHWEIZ
SCHWEIZERFEDER

FILLION

"Alpha A"

LAUSANNE

Zuger
Wand-Tafeln

seit 1914 anerkannt als Qualität in Stadt u. Land
Verlangen Sie illustrierten Prospekt u. Preisliste

E. Knobel, Zug, Nachf. v. Jos. Kaiser
Möbelwerkstätten Schulwandtafeln
Eidg. Meisterdiplom Tel. (042) 4 22 38

Alle Bücher bei

Wegmann & Sauter Zürich I
Buchhandlung Rennweg 28 Tel. 23 41 76

Auf SEMESTERBEGINN



durch-
sichtigen BUCHHÜLLE *Cellux*
In guten Papeterien

freuen Sie sich
weil Sie „gut in
Form“ antreten
können. Unzwei-
felhaft rechnen
Sie dazu Ihr ge-
pflegtes Arbeits-
material, denn
Ihre Bücher ver-
sehen Sie mit der

Zum Schnitzen und Bemalen: Tellerli Falzkästli
Untersätzli Sparkässeli usw.

Verlangen Sie Offerten bei **G. Schild, Schwanden** bei Brienz (BE), Telefon (036) 28129
Holzschnitzereien Für Schulklassen günstige Preise

Auf Wunsch stellt Ihnen der Verlag alle noch lieferbaren Hefte der Neuen Schulpraxis **zur Ansicht** zu (nur im Inland). Siehe die Bezugsbedingungen und das Verzeichnis der noch lieferbaren Nummern auf Seite 293 des Augustheftes 1951.

Wir alle schreiben auf der

Verlangen Sie Offerten u. Prospekte vom Spezialgeschäft für Schulmöbel
J. A. BISCHOF, ALTSTÄTTEN, St.G.

Beste Schweizer
Blockflöten
überall gut eingeführt

und **Blockflöten-Literatur** beziehen Sie vorteilhaft im Vortrauenshaus für Musik

35 Jahre

zum Stauffacher Tel. 252747 Zürich

Rotierende Ölluftpumpen

für Motor oder Handantrieb

Spielendleichte Handhabung und rasches, sicheres Gelingen aller mit dem Luftpumpenteller verbundenen Versuche sind die typischen Merkmale unserer Pumpen

Die erreichbaren Vakua liegen bedeutend höher als mit Kolbenpumpen erzielten. Magdeburger Halbkugeln werden in einer halben Minute evakuiert

Verlangen Sie Offerte

Carl Kirchner AG, Bern

Spezialhaus für Laborbedarf

Auch für gebrauchte
Pianos
leisten wir Garantie

die für den Käufer von grösster Wichtigkeit ist u. ihm die Sicherheit des absolut einwandfreien Einkaufs gibt, denn sämtliche Instrumente sind in unserer Reparaturwerkstätte aufs genaueste geprüft und durchgearbeitet worden.

Occas.-Instrumente auch in billiger Preislage.



Piano-Flute
Bachmann
St. Leonhard-Str. 39
St. Gallen
bei der Hauptpost



In allen Papeterien erhältlich

Preis Fr. 14.—



Modellieren ist lehrreich!

Wie oft müssen wir erleben, dass selbst mit Begeisterung Vorgetragenes von den Kindern bald wieder vergessen wird. Was sie aber beim Modellieren erfassen, bleibt ihnen fürs Leben im Gedächtnis. Lassen auch Sie die Schüler modellieren: Pflanzen und Tiere in der Naturkunde, Alpenpässe, Flussläufe und Berge in der Geographie, Dorfplatz oder Bergkapelle in der Heimatkunde. Formen und Schaffen mit Ton weckt Begeisterung. Auch Sie sollten es probieren mit Modellieren! Verlangen Sie Gratisproben verschiedener Bodmer-Ton-Qualitäten. Anleitung zum Modellieren gegen Einsendung von 90 Rp. in Briefmarken. Grundlegende Schrift von Lehrer A. Schneider, St. Gallen, Fr. 1.40.

MOSER-GLASER

SCHULTRANSFORMATOREN UND SCHULGLEICHRICHTER

wurden durch Zusammenlegung der Erfahrungen
in Schule und Fabrik entwickelt.

Prospekte durch: **MOSER-GLASER & CO. AG.**
Transformatorenfabrik
Muttenz bei Basel

MG 197



E. Bodmer & Cie.

Tonwarenfabrik
Zürich
Üttlibergstrasse 140
Telefon (051) 33 06 55

Inserate in dieser Zeitschrift werben erfolgreich für Sie.

Verwenden Sie für Ihre

► **Papp- und Kartonnage-Arbeiten**

die bewährten Klebstoffe

► **Fischkleister**

► **Universalleim**

Zwei Spitzenprodukte der Firma



Blattmann & Co., Wädenswil

Fortus ! Wie verjüngt

fühlt man sich, wenn eine **FORTUS-KUR** die sex. und Nervenschwäche überwindet und dem vorzeitig alternden Körper neue Kraft und Energie schenkt. **FORTUS-KUR** Fr. 26.-, mittl. Fortus-Packg. 10.40, Fortus-Proben 5.20 und 2.10.

In Apotheken und Drogerien erhältlich, wo nicht, diskreter Postversand durch **Lindenhof-Apotheke, Rennweg 46, Abt. S, Zürich 1.**



Alle Inserate durch



Orell Füssli-Annonsen

Seit 1 Jahrhundert

moderne Tierpräparationen
Sachgemäße Revisionen u.
Reparaturen von Sammlungen
besorgt

**J. Klapkai
Maur / Zch.**

Tel. 972234 gegr. 1837

Inserieren
bringt Erfolg !



**Block-
Flöten**

Eine Eskimo-Robinsonade

RADKO DOONE

NUVATS GROSSE FAHRT

Nuvat, der junge Eskimo, gilt bei seinem Stämme als feig. Doch eines Tages zeigt er Mut und zieht, als ein heftiger Schneesturm tobt und niemand sich auf die Jagd wagt, hinaus in die Eiswüste. Von dieser gefährlichen Fahrt sollte er nach über zwei Jahren erst heimkehren.

176 Seiten

Geb. Fr. 8.80

BENZIGER
Einsiedeln



VERLAG
Zürich

Chordirektoren !

Erinnern Sie sich bitte, dass wir Ihnen bereitwillig **reiche Auswahlen** von Chorwerken jeder Art zur Ansicht senden und Ihre Bestellungen prompt erledigen.

Musikverlag Willi in Cham

Telephon (042) 4 72 05

Geben Sie Ihren Kindern gute Instrumente in die Hand, es ist vielleicht entscheidend für die Zukunft. Am Intern. Wettbewerb für Blasinstrumente in Holland sind 2 «Käng-Blockflöten» mit dem **ersten Preis** ausgezeichnet worden.

Käng-Blockflöten sind in allen gut geführten Fachgeschäften erhältlich.

franz Käng

Blockflötenbau Schaffhausen